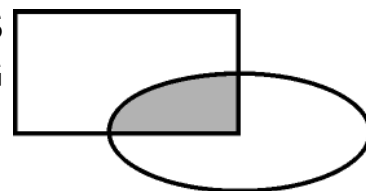


KLINISCHE SOZIALARBEIT

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOSOZIALE PRAXIS
UND FORSCHUNG



4. Jg. ■ Online-Sonderausgabe ■ Oktober 2008

Inhalt

Themenschwerpunkt

**Die Generation(en) nach dem Holocaust:
Israel und Deutschland im Erfahrungsaustausch**

Special Topic

**The generation(s) after the Holocaust:
Israel and Germany exchanging experiences**

- 3 Editorial
- 6 *Eli Somer*
Exposure to repeated acts of terrorism –
perspectives from an attacked community
- 12 *Birgit Rommelspacher*
Widerstreitende Erinnerungen
- 18 *Iris Wachsmuth*
Familiengeschichtliche Verstrickungen
in den Nationalsozialismus: Eine Drei-Generationen-Studie
- 24 *Bianca Ely*
Erinnerungskultur in Deutschland
Eine kritische Reflexion des Umgangs mit der Vergangenheit
in der historisch-politischen Bildung
- 30 *Stephan Marks*
Die Vergangenheit in der Gegenwart –
tiefenpsychologische Perspektiven
- 36 *Eva Schumann*
Der Dialog der zweiten und dritten Generation
nach dem Holocaust: ein Gespräch
- 40 **Nachruf auf Dan Bar-On**
Traurige Nachricht (Gabriele Rosenthal)
Pionier des Dialogs (Alexandra Senfft)
Ausgewählte Literatur von Dan Bar-On
- 2 Ankündigungen: InterviewpartnerInnen gesucht; Subskriptionsangebot
- 2 Zu den AutorInnen dieser Ausgabe
- 2 Wissenschaftlicher Beirat und Impressum
- 42 Literaturtipps zum Themenschwerpunkt

Herausgeber

Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit ■ Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit e.V.
Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.

DEUTSCHE
GESELLSCHAFT FÜR
SOZIALE ARBEIT



Forum für Wissenschaft und Praxis

Zu den AutorInnen dieser Ausgabe

Bianca Ely

Jg. 1979, Diplom-Sozialpädagogin (FH), Diplom-Sozialwissenschaftlerin, ist Lehrbeauftragte und Koordinatorin der deutsch-israelischen Lehr- und Forschungskoooperation »Berlin meets Haifa« an der Alice Salomon Fachhochschule Berlin und arbeitet als freie Bildungsreferentin in der außerschulischen historisch-politischen Bildungsarbeit.

Kontakt: bianca_ely@web.de

Stephan Marks

Dr. Stephan Marks, Jg. 1951, ist Sozialwissenschaftler und Supervisor. Vorstandsvorsitzender von Erinnern und Lernen e.V., Sprecher des Freiburger Instituts für Menschenrechtspädagogik. Er leitete das Forschungsprojekt »Geschichte und Erinnerung« und bildet psychosozial Berufstätige über Scham und Menschenwürde fort.

Kontakt: marks@ph-freiburg.de

Birgit Rommelspacher

Prof. Dr. Birgit Rommelspacher, Professorin für Psychologie mit dem Schwerpunkt Interkulturalität und Geschlechterstudien an der Alice Salomon Hochschule und Privatdozentin an der Technischen Universität Berlin (emeritiert seit 2007). Nach ihrem Studium der Psychologie, Philosophie sowie Sozial- und Wirtschaftsgeschichte war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut München sowie an der Freien Universität Berlin und Gastprofessorin an der Technischen Universität Berlin. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Rechtsextremismus, Geschlechterverhältnisse und Antisemitismus, Intersektionalität sowie interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste. Zahlreiche Veröffentlichungen. Ihre neueste Publikation mit Ingrid Kollak: Interkulturelle Perspektiven für das Sozial- und Gesundheitswesen. Frankfurt: Mabuse 2008.

Kontakt: rommelspacher@asfh-berlin.de

Eva Schumann

Seit 2000 als freie Theaterpädagogin tätig. Ihre Ausbildung absolvierte sie an der Schule für Tanz & Theater (TuT) Hannover. Zudem arbeitet sie langjährig als Einzelfallhelferin mit Menschen mit Behinderungen. Seit 2005 ist sie Studentin der Sozialen Arbeit an der ASFH Berlin.

Kontakt: eva.r.schumann@web.de

Eli Somer

Prof. Eli Somer, PhD, ist gleichermaßen an der Universität Haifa, Abteilung für Soziale Arbeit, sowie in der klinischen Praxis im Bereich Trauma- und Holocaustfolgeerscheinungen tätig. Er ist überdies Pionierforscher auf dem Gebiet der Dissoziationsforschung und sowohl in Israel als auch auf Europäischer Ebene Vorstand der Gesellschaft für Dissoziationsforschung. In der vergangenen Wahlperiode stand er der Internationalen Gesellschaft für Dissoziationsforschung vor und bereicherte die Gesellschaft mit Innovation und Engagement.

Kontakt: somer@research.haifa.ac.il

Iris Wachsmuth

Dr. Iris Wachsmuth, Sozialwissenschaftlerin und Biografieforscherin, beschäftigt sich seit vielen Jahren in Forschung, Lehre und Praxis mit der Zeit des Nationalsozialismus und den Tradierungsweisen von individueller und kollektiver Erinnerung. Im Rahmen ihrer Promotion und weiterer Publikationen innerhalb der Tradierungsforschung legt sie die Ergebnisse ihrer mikrohistorischen und sozialpsychologischen Forschungen: »NS-Vergangenheit in Ost und West. Tradierungsweisen in drei Generationen« vor, aus der im Artikel berichtet wird. Iris Wachsmuth ist Vorsitzende des Vereins »Neue Arbeitsgemeinschaft für Zeitgeschichte + Sozioanalysen« (NAZ e.V.).

Kontakt: iris.wachsmuth@fu-berlin.de

Forschungsprojekt: InterviewpartnerInnen gesucht

Growing up with German and Israeli parents who lived through the disasters of the National Socialism – Explorations of identity issues

»Und so sagte sich der Überlebende, sich nicht zu erinnern mache ihn zum Komplizen des Feindes: Wer zum Vergessen beiträgt, vollendet das Werk der Mörder. Deshalb ist es notwendig, Zeugnis abzulegen, um sich nicht im Lager des Feindes zu finden.« (Elie Wiesel, A Jew Today, New York: Random House 1978.)

Im Rahmen eines Forschungsprojekts der Alice Salomon Hochschule suchen wir InterviewpartnerInnen, deren Eltern den Nationalsozialismus miterlebt haben. Die InterviewpartnerInnen sollten deutscher Nationalität sein, Jahrgang 1945 bis 1955 geboren sein und – falls möglich – im Raum Berlin wohnen. Gerne senden wir Ihnen

bei Interesse weitere Informationen zum Projekt. Die Studie ist binational angelegt und wird geleitet von Prof. Dr. Silke Birgitta Gahleitner, ASFH Berlin, und Prof. Eli Somer, Ph.D., Universität of Haifa, Israel. Ziel der Studie ist zu verstehen, was es bedeutet, mit Eltern aufzuwachsen, die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus gemacht bzw. den Holocaust miterlebt haben, und auf diesem Wege mehr über die Lebensrealität der Söhne und Töchter der Generation des Zweiten Weltkriegs zu erfahren. Wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie uns auf der Suche nach biografischen und familiengeschichtlichen Erfahrungen behilflich sein könnten.

Information und Kontakt

Prof. Dr. Silke Birgitta Gahleitner, ASFH Berlin
Tel. 030/99245-506; Email sb@gahleitner.net

Neuerscheinung zu Ravensbrück: Subskriptionsangebot

ZeitSchritte – Von Fürstenberg nach Ravensbrück. Ein anderer Weg in die Gedenkstätte

AutorInnen: C. Jaiser, A. Kahl, R. Strecker & I. Wachsmuth. Verlag: Metropol, Berlin 2009.

Das einzigartige, über zehn Jahre erprobte, interaktive Konzept zur Vermittlung der NS-Geschichte wird exemplarisch dargestellt an der Geschichte des KZ Ravensbrück inklusive der weiteren Nutzungsproblematik im Ost-West-Kontext bis zur Gegenwart. Begegnung und Kommunikation stehen bei dieser Zeitreise im Mittelpunkt. »ZeitSchritte« arbeitet mit interaktiven Methoden des Lernens an historischen Orten. Nach einem Stationenprinzip, das vor dem Gedenkstättengeplänke ansetzt, werden über diverse Medien (wie Klang-/Hörinstallationen, Open-Air-Ausstellung, Talkshow-Runde) biografische Zugänge zu Op-

fern, TäterInnen und ZuschauerInnen ermöglicht. Ziel ist eine empathische Auseinandersetzung mit der Geschichte, die kritische Selbstreflexion, Aushalten von Verunsicherungen und »Lernen gegen den Strich« einschließt. Die flexible Anwendbarkeit des Konzepts – für die Arbeit mit deutschen Schulklassen ebenso wie mit amerikanisch-jüdischen Rabbinerseminaren – wird für MultiplikatorInnen aller Art transparent gemacht.

Gesucht sind Subskriptions-InteressentInnen, um das Erscheinen des Buches zu ermöglichen. Eine verbindliche Vorbestellung wird mit einem Preisnachlass honoriert: 14 Euro Subskr.-Preis, bei einem Ladenpreis von 18,90 Euro.

Information und Bestellung

Metropol-Verlag, Berlin
Tel. 030/2618460, Email dagmar@metropol-verlag.de

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Peter Buttner

Fachhochschule München

Prof. Dr. emer. Wolf Crefeld

Evangel. Fachhochschule Bochum

Prof. Dr. Heike Dech

Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin

Prof. Dr. Peter Dentler

Fachhochschule Kiel

Prof. Dr. Brigitte Geißler-Piltz

Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin

Prof. Dr. Cornelia Kling-Kirchner

HTWK Leipzig, Fachbereich Sozialwesen

Prof. Dr. Albert Mühlum

Fachhochschule Heidelberg

Prof. Dr. Helmut Pauls

Fachhochschule Coburg

Prof. Dr. Ralf-Bruno Zimmermann

Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin

Prof. Dr. Dr. Günter Zurhorst

Hochschule Mittweida

Impressum

Herausgeber

Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V. (v.i.S.d.P.) in Kooperation mit der Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit, Coburg, und der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit e.V., Sektion Klinische Sozialarbeit

Redaktionsteam

Uwe Klein (Leitung)
Kirsten Becker-Bikowski
Silke Birgitta Gahleitner
Gernot Hahn

Anzeigenakquise

G. Hahn, Virchowstr. 27, 90766 Fürth
Tel. 0175/276 1993

Anschrift der Redaktion

Redaktion »Klinische Sozialarbeit«
Zentralstelle für Klinische Sozialarbeit Berlin
c/o Uwe Klein, Krankenhaus Hedwigshöhe
Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie
Höhensteig 1, 12526 Berlin
Tel. 030/67 413 021 ■ Fax 030/67 413 002 oder:
Tel. 030/60 500 856 ■ Fax 030/60 500 857
Email: zks-berlin@ipsg.de

Layout, Grafik & Schlussredaktion

Ilona Oestreich, Berlin

Druck der regulären Ausgabe:

GREISERDRUCK GmbH & KoKG, 76437 Rastatt

Erscheinungsweise

viermal jährlich als Einlegezeitschrift in:
DVSG – FORUM sozialarbeit + gesundheit

ISSN

1861-2466

Auflagenhöhe

2350

Copyright

Nachdruck und Vervielfältigen, auch auszugsweise, sind nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet. Die Redaktion behält sich das Recht vor, veröffentlichte Beiträge ins Internet zu stellen und zu verbreiten. Der Inhalt der Beiträge entspricht nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Datenträger kann keine Gewähr übernommen werden, es erfolgt kein Rückversand. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Artikel redaktionell zu bearbeiten.

Die Gewalt, die mich vertrieben hatte, verwehrte mir zugleich ihre volle Erkenntnis. Ich gestand mir noch nicht die Mitschuld zu, in deren Bannkreis gerät, wer angesichts des Unsäglichen, das kollektiv geschah, von Individuellem überhaupt redet. (Adorno, 1951, S. 11)

Ein persönliches Erbe ist immer zugleich ein politisches. Der Titel ›Generationen nach dem Holocaust‹ vermittelt ein Ausmaß an Gemeinsamkeit, das so nicht gedacht und gefühlt werden kann. Und dennoch gibt es ›ein Etwas an Gemeinsamkeit‹, eine Verwobenheit, der wir wiederum nicht entrinnen können. Die Geschichte Deutschlands und Israels ist auf einzigartige Weise über Jahrhunderte hinweg durch viele verbindende Elemente, jedoch auch dramatisch vernichtende historische Abschnitte miteinander verknüpft. Allen voran durch den Nationalsozialismus.

Die Frage des Trennenden und Gemeinsamen könnte sich anders gestalten, wenn es ein Mehr an ›Anerkennung‹ gäbe, Anerkennung des Eigenen, dessen, was jede(r) zu verantworten hat, und Anerkennung des Anderen, was es bedeuten mag, in dieser Situation zu sein; Anerkennung des Geschehenen, des vermittelten Leids, der Schuld und Verantwortung – eigentlich eine Reihe des »Anerkennens und der Anerkennung« (Rommelspacher, 2002).

Dazu bedarf es jedoch vorab der Beantwortung einer Grundfrage: Definieren sich die Nachkommen der nationalsozialistischen Täter- und Mitläufergesellschaft als nach dem Holocaust geboren? Für die Nachgeborenen der Verfolgten und Überlebenden in Israel ist das keine selbstgewählte Frage. Die Traumata, verursacht von Deutschen und ihren europäischen Helfershelfern, gehen unweigerlich und unvermeidlich durch die Generationen hindurch, sind familial und öffentlich präsent.

Auch in Israel jedoch wird manches verschwiegen. Schweigen ist

aber nicht gleich Schweigen. Es gibt qualitative Unterschiede im Ver-Schweigen und Schweigen (Grünberg, 1997). Sie kennzeichnen die qualitativ und strukturell unterschiedlichen Tradierungsweisen in der israelischen und deutschen Gesellschaft: Täter und Täterinnen verschweigen ihre (Mord-)Taten, um ein ›normales‹ familiäres Leben ›danach‹ zu garantieren; Überlebende schweigen, weil sie sich selbst und ihre Kinder vor unermesslichem Leid und Traumata schützen müssen, um weiterzuleben.

Vergleicht man die israelische mit der deutschen Erinnerungskultur, gestaltet sich der Bezug zum Holocaust über die Jahrzehnte hinweg daher zutiefst unterschiedlich. Die Masternarrative spiegeln in unterschiedlichsten Facetten immer wieder die sich ergänzenden Hälften: die Opfer- und die Täterseite. Die Annäherungen an die konkreten Opfer einerseits und die Täterfamilien andererseits hat zeitversetzt und getrennt voneinander stattgefunden. Nach mehr als 60 Jahren, einer Zeit, in der die letzten Überlebenden der sogenannten ›ersten Generation‹ sterben, haben sich nicht nur die Forschungen zu den nachfolgenden Generationen ausdifferenziert: Es gibt inzwischen vielfältige Begegnungen zwischen den Nachkommen auf deutscher und israelischer Seite. Forschung beginnt jetzt erst – und ist jetzt erst dazu in der Lage –, Opfer und Täter *gemeinsam* zu betrachten: eine »integrierte Geschichte« (Friedländer, 2006) bedeutet die Einbeziehung aller beteiligten Gruppen, Personen, Perspektiven.

Davon sind wir noch weit entfernt. Soziale Arbeit macht hier leider keine Ausnahme. Über die Verwobenheit Sozialer Arbeit mit dem Nationalsozialismus gibt es viele Belege. Wie genau diese Verflechtung sich jedoch gestaltete und entwickelte, ist nach wie vor aufklärungsbedürftig und keineswegs hinreichend Gegenstand der aktuellen Lehre an den Hochschulen. Die ge-

sellschaftlichen Wurzeln, die Verankerung nationalsozialistischer Gedankenguts, wie z. B. die ›Wertigkeit‹ notleidender Randgruppen als Zielgruppe Sozialer Arbeit und der Zusammenhang zur ›Volkspflege‹, reichen zurück bis in die Weimarer Zeit und weit davor (Otto & Sünker, 1986/1989). Viele Fragen werfen sich hier auf: Was ist aus diesen Prägungen geworden? Wie hat ›sich das tradiert‹? Würde – und wenn ja wie – ›das‹ aufgearbeitet? Welche Bedeutung hat das für die heutige Profession Soziale Arbeit, deren Professionsverständnis – im Kontrast zu Psychologie und Medizin – einen parteilichen, sozialpolitisch ethischen Auftrag zugrunde legt, die Mitwirkung an der Herstellung »sozialer Gerechtigkeit«, hier und jetzt, an der »Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten« (Mangold, 1997, S. 174; Hervorhebung im Original).

In Deutschland jedoch beginnt nun allmählich eine Spurensuche der zweiten und dritten Generation – Jahrzehnte nach dem kurzen Aufbegehren der 68er-Generation – durch das Dickicht des familialen Schweigens hindurch. Workshops mit Titeln wie ›Familiengeschichte im Nationalsozialismus aufdecken‹ werden angeboten, es gibt Artikel, Bücher und Foren. Das Schweigen wird gebrochen, mehr und mehr wird die private, abgeschottete Familiengeschichte nun doch als eine persönlich wichtige und zugleich politische wahrgenommen, obwohl oder gerade weil die Intensität des Bezugs sich geändert hat. Langsam lösen sich alte Familienloyalitäten. Den vorangegangenen Generationen jedoch eröffnet dieser Prozess nur selten neue Zugänge. Sie sind bereits verstorben oder verbringen ihre letzten Jahre zumeist ohne die Möglichkeit einer Verarbeitung des Geschehenen, der innewohnenden Verantwortung, der Komplexität, Vielfältigkeit und Verschlungenheit von Schuldhaftigkeit und Leid nachzuspüren.

Durch die zeitliche Distanz jedoch entsteht für die nachfolgenden Generationen die Chance, Brücken zu bauen und damit die Möglichkeit für neue Zugänge und Perspektiven. Die Gründung Israels, auch in ihrem zeitlichen Verlauf, wäre ohne den Nationalsozialismus und den Holocaust nicht zustande gekommen. Die israelische und einzige demokratisch organisierte Gesellschaft im Nahen Osten, umgeben von mehr oder weniger antisemitischen, autoritär-religiösen Gesellschaften, lebt in einer zutiefst schwierigen Konstellation ohne ausreichend Frieden und Sicherheit, mit all jenen Problemen und neuen Verantwortungen, die aus Vergangenheit und Gegenwart erwachsen. Der Sonderband wird daher – in Anknüpfung an die »gemeinsame wie auseinanderklaffende« Historie – jedoch bewusst mit einem aktuellen Blick auf Israel und den Alltag der in Israel lebenden Menschen insbesondere helfender Professionen eröffnet: *Eli Somer*, im Jahr 2007 Gastreferent an der Alice Salomon Hochschule, entwickelt in seinem Artikel »Exposure to repeated acts of terrorism: perspectives from an attacked community« eine spannende These über die aktuellen Lebensbedingungen in Israel. Die fortgesetzten Terroranschläge und Bombardierungen haben in Israel zu einer sehr spezifischen Situation für helfende Berufe geführt. Das von Eli Somer geführte Forschungsprojekt über Angehörige dieser Berufsgruppen in Israel enthüllt die überraschende Erkenntnis, dass der nach klinischem Professionsverständnis häufig als hoch pathologisch eingeschätzte Mechanismus der Dissoziation wertvolle Dienste im alltäglichen Überleben für Lebensqualität und Wohlbefinden liefert. Gesellschaften, so die These von Eli Somer, die sich unter lang anhaltenden Bedingungen komplexer Traumatisierung befinden, entwickeln hoch funktionale Abwehrstrategien, die eine »socie-

tal resilience« suggerieren, jedoch aus der Not der dauerhaften Belastung geboren sind. Das Konzept der Dissoziation ist aus dieser Perspektive grundsätzlich neu zu überdenken.

In dem einführenden Artikel für den deutschen Part des Sonderbandes von *Birgit Rommelspacher*, »Widerstreitende Erinnerungen«, gibt die erfahrene Forscherin in diesem Gegenstandsbereich einen Überblick über das Thema. Die Frage »Warum eigentlich erinnern?« dominiert demzufolge nach wie vor die Diskussionen um den Holocaust in Deutschland. Dagegen werden andere Erinnerungen an diese Zeit durchaus gepflegt: an das Leid der Deutschen, an Bomben, Flucht und Vertreibung. Damit wird nach den Ergebnissen der Autorin auch hier ein sehr spezifisches Bild an die Nachkommen vermittelt. Der Übergang von der zweiten zur dritten Generation in Bezug auf die nationalsozialistische Geschichte führt überdies zu einem distanzierteren, weniger persönlich geprägten Zugang zum Nationalsozialismus. Andererseits entstand daraus auch die Chance, den Nationalsozialismus als selbstverständlichen Teil zumindest der kollektiven Geschichte anzunehmen. Birgit Rommelspacher entwickelt daraus die Frage, »welche Geschichte« sich die nachfolgende Generation aneignet; ob dabei neue Schwerpunkte gesetzt und neue Perspektiven entwickelt werden, aber auch, welche Erinnerungstraditionen fortgesetzt werden und welche Rolle Pluralisierungstendenzen dabei spielen. Der Umgang mit Geschichte wird so als ein Medium aktueller gesellschaftlicher Auseinandersetzung verstanden, in dem sich die unterschiedlichen Positionierungen in der Gesellschaft widerspiegeln.

Bewusste, offen sichtbare, jedoch auch unbewusste und eher latent auffindbare Tradierungen haben also eine Bedeutung für die biografischen Handlungsweisen der nachfolgenden Generationen. Auch

wenn die nationalen Erinnerungskulturen einen machtvollen Faktor für die individuelle Aneignung und Deutung der Vergangenheit darstellen, sind die frühen innerfamiliären Erfahrungen, Bilder, gefühlten Realitäten und nicht erzählten Geschichten der Großeltern bzw. Eltern entscheidend für die Art und Weise der späteren Auseinandersetzung von Töchtern und Söhnen mit dieser NS-Vergangenheit. Anknüpfend an den Artikel von Birgit Rommelspacher und vertiefend dazu erarbeitet *Iris Wachsmuth*, Autorin des Artikels »Familiengeschichtliche Verstrickungen in den Nationalsozialismus: Eine Drei-Generationen-Studie«, die These, dass blinde Flecken in der Familiengeschichte dabei nicht nur einen entscheidenden Einfluss auf Lebensqualität sowie biografische Aneignungsprozesse und Handlungsformen der Nachkommen erhalten, sondern auch als vielfach verpasste Chance im intergenerationalen Dialog zu interpretieren sind. Ein offensiverer und transparenter Umgang mit der Familiengeschichte könnte Sensibilisierungen und einen offeneren Zugang nicht nur zur NS-Geschichte, sondern auch zu den Opfergruppen und eventuell weiteren Formen von Unterdrückung und Machtmissbrauch ermöglichen.

Bianca Ely greift den Aspekt der »Erinnerungskultur in Deutschland« in einer »kritischen Reflexion des Umgangs mit der Vergangenheit in der historisch-politischen Bildung« auf. Trotz Verleugnungstendenzen spielen Erinnerungen an die nationalsozialistische Vergangenheit in Deutschland eine wesentliche Rolle für die Konstruktion der kollektiven deutschen Identität. Heranwachsende in Deutschland sind deswegen gefordert, die Vergangenheit als Teil der Geschichte ihres Landes in ihr Selbst zu integrieren. Öffentliche Erinnerungen und private Familienerzählungen in Einklang zu bringen, stellt sich nach Ansicht der Autorin dabei wegen

der erheblichen Diskrepanzen als besondere Herausforderung dar. Neben anderen Schauplätzen der Auseinandersetzung mit dem historischen Erbe ist die historisch-politische Bildungsarbeit fester Bestandteil des Erinnerungsdiskurses. Pädagogische Konzepte, die familienbiografische Bezüge herstellen, die Bedingungen moralischer Gebote hinterfragen und den Blick für verschiedene Perspektiven auf die Vergangenheit öffnen, scheinen dabei besonders geeignet zu sein, Asymmetrien zwischen öffentlichem und privatem Gedächtnis nicht nur zu thematisieren, sondern auch zu verringern.

Aus einer ganz anderen Perspektive fordert *Stephan Marks* zur Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus auf. In seinem Artikel ›Die Vergangenheit in der Gegenwart – tiefenpsychologische Perspektiven‹ stellt er Überlegungen zur transgenerationalen Weitergabe von Negativ-Erfahrungen vor. Der Artikel basiert auf dem 1998 begonnenen Forschungsprojekt ›Geschichte und Erinnerung‹. Interviews mit 43 Anhängern des Nationalsozialismus wurden im Hinblick auf folgende Fragen tiefenhermeneutisch ausgewertet: Was bewegte die Interviewten damals, Adolf Hitler und das ›Dritte Reich‹ zu bejahen und aktiv mitzutragen? Wie ist diese Erfahrung in den befragten Männern und Frauen heute noch emotional und kognitiv gegenwärtig? Was geschieht, wenn mehrere Generationen über den Nationalsozialismus kommunizieren? Als eine zentrale emotionale Komponente arbeitet das ForscherInnenteam die Dimension der Scham aus den Interviews heraus, die in der Weitergabe an nachfolgende Generationen bis heute eine zersetzende zerstörerische Wirkung entfalten kann.

Nach Ansicht vieler erfahrener ForscherInnen und PraktikerInnen in diesem Themenbereich kann dieser zerstörerischen Wirkung am wirksamsten »durch persönliche

Begegnung begegnet werden«. Im Februar 2007 – im Rahmen des oben genannten Gastaufenthaltes – fand an der Alice Salomon Hochschule Berlin eine Podiumsdiskussion statt zwischen Eli Somer, Jahrgang 1951, aufgewachsen in Israel, heute tätig an der Universität Haifa als Professor für Klinische Psychologie, und Wolfram Hülsemann, Jahrgang 1943, aufgewachsen in der ehemaligen DDR, heute Leiter des Brandenburgischen Instituts für Gemeinwesenberatung (demos). Die Podiumsdiskussion moderierte Brigitte Geißler-Piltz. Im Publikum saßen StudentInnen, DozentInnen und weitere MitarbeiterInnen der ASFH.

Eva Schumann, Studentin der Alice Salomon Hochschule, hat die Eindrücke zur Podiumsdiskussion unter dem Titel ›Der Dialog der zweiten und dritten Generation nach dem Holocaust: ein Gespräch‹ zusammengefasst. Im Zentrum der Podiumsdiskussion stand die von beiden Gesprächspartnern gewünschte Auseinandersetzung mit ihrer Biografie, insbesondere die Beschäftigung mit der Rolle bzw. dem Schicksal der eigenen Eltern zur Zeit des Holocaust und den daraus resultierenden Auswirkungen.

In dieser Podiumsdiskussion wurde von Beginn an deutlich, welche Brisanz und Aktualität das Thema für die Anwesenden hatte, »eine Begegnung, die wir sozusagen nicht arrangieren können«, wie Brigitte Geißler-Piltz in der Begrüßung formulierte. Wolfgang Hülsemann greift diesen Faden auf: »Danke, dass ich das heute miterleben darf mit der inneren Spannung, die das mit sich bringt ... Es gibt manchmal das Gespräch, das Reden in Deutschland: man sollte mit diesen alten Sachen früherer Generationen doch irgendwann einmal aufhören. Wenn wir mit Ihnen zusammen sitzen dürfen, kommt einem der Gedanke gar nicht. Dann spürt man: das Thema liegt oben auf.«

»Ihr sollt die Wahrheit erben«, hinterließ uns Anita Lasker-Wallfisch, Cellistin im Orchester von Auschwitz (Lasker-Wallfisch, 1996/1997). In diesem Sinne hoffen wir als Redaktionsteam des Sonderbandes der Zeitschrift ›Klinische Sozialarbeit – Zeitschrift für Forschung und Praxis‹ zu neuen Anstößen für Auseinandersetzung und Diskussionen in einem Gebiet beigetragen zu haben, das einerseits nie vergangen sein wird und andererseits stets neuen aktuellen Lebens- und Verarbeitungsformen unterliegt. Die stets neuen Aspekte des Umgangs damit verlangen unsere Aufmerksamkeit, um so viel an Aufklärung wie machbar zu ermöglichen und zugleich die Einsicht darüber zu bewahren, dass Verstehen niemals möglich sein wird. Denn »die Gewalt, die ihnen angetan wird, macht die Gewalt vergessen, die sie übten. Noch ihre Rationalisierungen, die ehemals verhassten Lügen, mit denen sie ihr partikulares Interesse als allgemeines zu rechtfertigen suchten, zeigen die Ahnung der Wahrheit an, den Drang zur Versöhnung des Konflikts, den die positive Nachkommenschaft fröhlich verleugnet.« (Adorno, 1951, S. 15)

Berlin, 30.9.2008

Für die Redaktion:
Silke Birgitta Gahleitner

Literatur

- Adorno, T. W. (1951). *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Friedländer, S. (2006). *Das Dritte Reich und die Juden. 2 Bände. Bd. 1: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939. Bd. 2: Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*. München: Beck.
- Grünberg, K. (1997). Schweigen und Ver-Schweigen. NS-Vergangenheit in Familien von Opfern und von Tätern oder Mitläufern. *Psychosozial*, 20 (2), 9-22.
- Lasker-Wallfisch, A. (1997). *Ihr sollt die Wahrheit erben*. Reinbek: Rowohlt. (Engl. Original erschienen 1996 u.d.T. *Inherit the Truth*. London: Giles de la Mare.)
- Mangold, J. (1997). Kaizen, der Schlüssel zum Erfolg in der Sozialen Arbeit? Oder: Von der Notwendigkeit, Sozialarbeitswissenschaft zu betreiben. In J. Mangold (Hrsg.), *Lebenswelt- und Subjektorientierung. Kritische Praxis Sozialer Arbeit* (S. 153-186). Berlin: VWB.
- Otto, H.-U. & Sünker, H. (Hrsg.) (1989). *Soziale Arbeit und Faschismus*. Frankfurt: Suhrkamp. (Orig. erschienen 1986.)
- Rommelspacher, B. (2002). *Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*. Frankfurt: Campus.

Exposure to repeated acts of terrorism: perspectives from an attacked community*

Eli Somer

The beginning of the new millennium has been characterized by the emergence of a new era of global terrorism. With approximately 3000 fatalities in New York City alone, the attacks of September, 2001 represented the largest single act of terrorism in history. While confined mostly to the Middle East before 2001, the Al Quaida attack on the USA marked the beginning of a new phase of radical Islamist bombings of Westerners in Bali, Istanbul, Madrid and London and with recently identified terror cells in Germany. How does a civilian population react when exposed repeatedly to similar events? The Israeli civilian population might be a relevant case study. This article describes scientific findings, clinical observations, and personal perspectives on the exposure of the Israeli civilian population to the 2000-2003 terror campaign.

Historical Background

The most recent hostilities Israelis have faced were the 2006 Hezbollah-Israel war in which 4000 rockets were fired on the civilian population and the 2001-2004 string of random terror acts against civilians and Israeli security forces, dubbed by the Palestinians the »Al-Aqsa Intifada«. According to a Shabac report (Israel's Secret service) published in Yediot Acharonot daily, (29.9.2005, p. 11). The Intifada violence entailed:

- 26159 recorded terror attacks, mostly shooting incidents;
- 144 suicide bombings (4 in 2000, 35 in 2001, 60 in 2002, 26 in 2003, 13 in 2004, 6 in 2005).

This campaign developed into a low-intensity war against a civilian population, the worst era of civilian bloodshed in the region's history. This surge of terrorism and the military force utilized to curb it represented an unparalleled threat to the two conflicted populations. The 2006 Hezbollah-Israel war provided yet another opportunity to study the reactions of civilians caught in the cross fire.

Type IV environment and civilian demoralization

Single stressor events potentially leading to PTSD (e.g., rape) was termed Type I trauma (Terr, 1991). Repeated trauma potentially leading to personality problems and dissociative disorders (e.g., incest) was termed Type II trauma (ibid.). Chaotic environments (e.g., intrafamilial or interpersonal relationships with high levels of inconsistency and unpredictability) were termed Type III by Berk (1992). He posited that Type III environments can also lead to the development of PTSD symptoms, dissociation, and personality changes. Wilson (1994) defined a separate category of stressors: Type IV stressors constitute an alteration in a person's basic relation to the environment due to exposure to anomalous events that produce high levels of uncertainty and profound adaptation dilemmas because victims are uncertain about effective ways to protect themselves. Wilson's term probably fits best the sort of stress Israelis have been facing during Intifada and the Hezbollah attacks in 2006.

Repeated random attacks on civilian centres by bombardments or by terrorism are strategies designed to create fear in the target population and meant to make people lose confidence in their ability to protect themselves effectively or in their government capacity to protect them. The intended result is to harm the enemy population and create a climate of demoralization and psychological injuries creating adaptation dilemmas akin to Type IV trauma.

Reports published during the beginning of the Intifada attacks indicated that as many as 80% of Israelis feared that a terror attack could strike them or a member of their family (Jerusalem Post, 4 June 2001). The Peace Index Project conducted at the Tami Steinmetz Centre for Peace Research of Tel Aviv University published the results of a telephone survey conducted at that time (www.tau.ac.il/peace). They indicated that about one-quarter of Israelis aged 18-20 were actually considering emigration; to the question: »How would you describe your mood nowadays?« 38% responded that it was medium and 31% described their mood as bad or very bad (Yaar & Hermann, 2002). These figures obviously far exceed the number of Israelis who were terror victims and may reflect a morale index in-

Note

* Based on a paper presented at a colloquium at the Alice Salomon University of Applied Sciences, Berlin, Germany, February, 2007.

dependent of direct exposure and reflecting one of the outcomes of the Type IV stressor environment that developed in Israel during that period.

What do we know of civilian reactions to terrorism? Some of the studies published following the September 11 attacks on New York City shed some light on this question. Schuster et al. (2001) conducted telephone interviews with a US national representative sample of 560 adults, 3-5 days after the attacks. Forty-four percent of the respondents, all over the country, reported distress and concern. Data released by US National Institute of Health showed increased consumption of cigarettes, alcohol, and marijuana nationwide (possibly reflecting self-medication) in the weeks following the attacks. Studies conducted closer the ground-zero revealed the magnitude of traumatic stress among the targeted civilians:

- Galea et al. (2002) interviewed 1008 Manhattan residents, 1-2 months after the attacks. Prevalence of PTSD was 7.5% (20% close to the World Trade Centre), and a 9.7% prevalence of Depressive Disorders.
- Schlenger et al. (2002) interviewed adult citizens (using the internet) 1-2 months after the attacks. (Probable) PTSD was found in 11.2% of NYC residents.

The nature of the Israeli stressor during the terror campaign was quite different, as articulated earlier. From the eruption of this terror campaign to the initial collection of data for this study, 653 terror attacks against Israeli civilians were launched. With a population of 6.5 million inhabitants, the casualty rate of 1047 individuals was massive (equivalent to 28,000 dead in Germany).

The degree of trauma exposure among Israelis residing in central and Northern Israel during the Intifada was as follows:

- 5% were emotionally or physically injured by a terrorist attack;
- 20% were present on the scene either during an attack or shortly before or after it;
- 22% reported they had a friend or relative that was killed or wounded;
- 81% were exposed to the damaged site shortly after a terrorism attack.

In addition to this first-hand experience with terror, exposure to media coverage was widespread and included virtually every individual we interviewed. Data from large-scale telephone interview surveys conducted following massive disasters (e.g., Pfefferbaum et al., 1999; Galea et al., 2002; Schlenger et al., 2002; Schuster et al., 2001) suggest that exposure to emotionally charged, real-life television images of death and destruction can produce symptoms of PTSD and depression in children and adults. Our data indicate that even in remote parts of Israel, PTSD symptoms associated with the terror campaign could be measured (Somer et al., 2005).

The unpredictable, perilous ecology that had characterized the environment during the investigated hostilities clearly qualify as a Type IV stressor, conducive to the development of various adaptation patterns, including variants of dissociative coping.

A plethora of posttraumatic stress symptoms was measured during the height of the Intifada in non-clinical samples:

- 55% reported at least one Avoidance symptom;
- 50% reported at least one Increased-arousal symptom;

- 27% reported at least one Dissociative symptom (Bleich et al., 2003; Somer et al., 2007)

Dissociative symptoms are commonly observed among victims of Type I trauma. Indeed, peritraumatic dissociative responses were commonly shared by interviewed citizens in Israel during the height of the hostilities. Following are typical remarks by bystanders and survivors interviewed in the media shortly after having been exposed to the traumatic incident:

- »There was a flash of bright light and a huge explosion and then there was silence... I thought this cannot be happening...«
- »There was body parts scattered around... they did not seem to be human parts...«
- »I could not believe this was really happening...«
- »I thought I was in a movie. Nothing seemed real...«
- »It felt as if I was in a bad dream...«

These remarks illustrate consistent individual peritraumatic de-realization symptoms. Recorded hours following exposure to a potentially traumatic event, these experience are considered normal or even adaptive posttraumatic reaction and are unclassifiable psychiatrically. The unusual circumstances of the Intifada and the 2006 war provided me with the opportunity to experience the subject matter of my field of inquiry first hand.

Struggling with dissociation: A personal perspective

As a trauma clinician, I found this period unusual because I ceased to be the detached scientist, or the clinician who treats problems from the clients' past. I became a participant observer in an unfolding community drama. A victim-

scientist, victim-therapist, if you will. Like many Israelis, immediately following an attack my urgent need was to call my family and friends to make sure they were okay. My grown-up children have lived in two of the most targeted cities. Upon receipt of breaking news on another fatal attack, I often experienced briefly a sense of outrage at the senseless killing. It soon was followed by a blanket of numbness that accompanied my continuous compelling monitoring of online and electronic news channels. I found myself searching for pictures of the victims, looking for uncensored photos published on private Internet e-blogs. I remember e-mailing friends, expressing perplexity and concern about this troubling compulsion of mine.

It appeared that I was trying to immerse myself entirely into the horrific experiences of the victims, attempting to make sense of what they were going through. Was this the position of a scientist-practitioner making an attempt to comprehend the subject matter of his inquiry? It was clearly also an effort to fight my numbness. I dreaded the possibility that it might actually represent an unacceptable heartlessness. The tension between my fellow-feeling with the victims and my failure to contain their pain often resulted in a personal sense of despair and fateful resignation to our national legacy of suffering. Mine is an example of an ostensibly adaptive dissociative defence, which had created its own considerable discomfort. My derealizing numbness helped me continue with my research and clinical work as I compartmentalize my own fears and agony. But the same distance I developed from my battered environment also stood in dissonance with my need to identify with my at-

tacked community and with my self-image as a caring individual. My compulsive vicarious exposure to the images, reminded me, at times, of my self-mutilating clients who are fighting the dialectic distressful blend of pain and numbness.

Dissociation among my colleagues

One of the fruits of my frantic coping was several articles (e.g., Sommer et al., 2004a) and chapters in the 2005 book *Mental Health in Terror's Shadow: the Israeli Experience* which I edited (e.g., Peled-Avram et al., 2005). In one of the book chapters we describe our observations on the stress of other mental health professionals under the duress of the terror campaign. When an Israeli hospital declares a state of alert in anticipation of mass casualties, the hospital's mental health staff deploys in the emergency rooms, in the surgical wards, and in specially set up computerized information centres to attend to the injured, the psychologically shocked, and the worried families in search of missing relatives. All professionals who are off duty and in their homes are immediately called in as well. We asked these first responders to describe their reactions when the hospital moved into emergency preparedness following a terror attack. The following list describes the main themes that had emerged from the analysis of their interviews:

- Being part of the attacked community means sensing the fear, the demoralization, the anger and the despair that terror is meant to induce.
- Role conflict: Shall I find out about the wellbeing of my loved ones or should I rush to my hospital duties immediately?

- Role conflict: Shall I try to calm down first or should I rush to my hospital duties immediately?
- Sensory bombardment with intense and unfamiliar stimuli: Dozens of ambulances, screaming, shouting, sickening smells and horrifying sights.
- The need to contain real tragedies (not those recounted in psychotherapy in retrospect).

When we asked them to describe their emotional reactions a consistent theme emerged from the disclosures of the Israeli clinicians: dissociation. Here are some representative quotes to illustrate our conclusion:

»One woman called in to inquire about a couple I knew personally. This stressed me out so much I started to weep... I moved to the treatment centre to work with the arriving families and I'll tell you exactly what I did... Relatives of the missing were asked to help identify some of the corpses. Family members were wailing. This was a very scary experience. I suddenly went empty, I felt nothing, I was in shock [smiling], no, I'm not sure it was shock; it was as if I was outside myself. I took myself and put it aside and told myself that I had to do something and do it well...«

This clinician had been asked to assist a wounded community to which she belonged and which she was hurting with. In reaction to horror she was suddenly thrown into she described a spontaneous emotional shut down, and a dramatic depersonalization bordering on a structural personality tear. Her disharmonious coding of the stressful experience was evident in her dissonant smiling reaction during her description of her shocked reaction.

In the next quote one of the mental health first-responders spontaneously described a seemingly controlled adaptive dissociative reaction.

»...the most meaningful thing I do [takes a deep breath] is that I emotionally disconnect... this emotional disconnection helps me not to break down in front of the traumatized families.«

This professional knows of her peritraumatic emotional turmoil and describes the necessity to curb it at once. It seems that this conflict is still present during the interview. As she is accessing the peritraumatic distress, painful feelings seem to emerge, which she attempts to control with a deep breath. The next passage describes clear dissociative psychopathology:

»I was involved in three bombings... I am trying to recall my first experience following the suicide bombing at H. Junction [the event had occurred about seven months prior to the focus group interview]... I have no idea what my duties were, what families I worked with, how I functioned, nothing... but I do have memories of the next two disasters.«

This last quote demonstrates how traumatic the first exposure to emergency duties following a suicide bombing attack was. This hospital social worker had participated in three emergency mass-casualty deployments in 7 months. She had access to the details of her memories concerning events 2 and 3, but presented a full dissociative amnesia for a major dramatic event that she actively took part in only 7 months before the interview.

In a review of the literature on PTSD among emergency services personnel, Bamber (1994) highlighted the widely held idea that professional helpers are somehow im-

mune to suffering the same sort of distress as those they are helping. Our findings show that this is by no means the case. The most prominent factor in the inability to maintain emotional distance between Israeli mental health workers and their terrorized clients was the fact that these professionals were integral elements of the attacked community. Not only were their cognitive schemas about safety threatened, their sense of personal safety was endangered as well. Workers needed to allay their fears and worries about the security of their loved ones before they were able to project themselves into their professional roles.

My own experience and the accounts of the psychotherapists I talked to reflect a paradoxical situation: Although we had been trained to respond in emergency situations and we were fairly knowledgeable about potential scenarios, we were overwhelmed by the sheer magnitude and swift onslaught of devastating sensory stimulation. Such human drama cannot be rehearsed in simulated situations – the sounds of wailing sirens, moaning patients, panicking relatives, and shouting staff, combined with the sight of bodily disfiguration and the unfamiliar, acrid smell of burnt flesh, remain an unrehearsed traumatic experience.

Discussing combat stress, Noy (1991) argued that there is a tendency for emotions to be exaggerated in a polarized manner. Similarly, Israeli mental health workers reported that they had experienced either no emotional stress or a severe level of stress. Only after they managed to shut out offensive elements of their reality they were able to muster their professional resources with a heightened sense of duty.

The evidence also suggests a relationship between dissociation during a traumatic event and the later development of PTSD. Researchers theorize that whereas peritraumatic dissociation might be adaptive during a traumatic event, subsequent use of this mechanism for coping with feelings of distress when reminded of the trauma might lead to survivors' failure to process adequately the trauma, including both its meaning and the emotions associated with the experience. Ultimately, this might result in the development of posttraumatic psychopathology.

For the most part, alterations in one's integrated memory and experience system are probably transient. However, we believe that the exposure of hospital mental health professionals, who are normally not a part of emergency response teams, to repeat mass disasters might put some of them at risk for the development of posttraumatic psychopathology. McCann and Pearlman (1990a) have argued that when traumatic memories are very significant to the mental health professional, insofar as they relate closely to personal needs and life experiences, and when the experiences of the traumatic event are not discussed, distressing traumatic memories can become lastingly integrated into the helper's memory system. The dissociation reported by our respondents, however, can also be seen as an ordinary adjustment attempt designed to help them carry on with their »normal« personal lives while living with the constant threat of terrorist attacks as a part of their daily existence.

In two studies collected from non-clinical Israeli samples during the same period some seemingly contradictory results emerged. For example: While 60 % of our randomly

sampled respondents felt their life was in danger and while 68% felt their family or acquaintances were in danger, 82% of the same sample felt optimistic about their personal future and 67% felt optimistic about the future of the country. Here was a population that clearly appreciated the mortal risk they and their loved ones had been exposed to, yet they maintain self-confidence and an unwavering sense of hope about a better personal and collective future. In one of our studies we found that severe posttraumatic distress in the hardest hit areas was only 5.5% (compared to 11.2% of severe posttraumatic distress found in New York City in November 2001; Schlenger et al., 2002). We also found that although posttraumatic distress was higher in the hardest-hit areas, these targeted citizens enjoyed a better mood compared to what we measured in a remote southern city that was unaffected by war and terror (Somer et al., 2005).

Acceptance: A successful coping tactic

Our data suggest that Israelis used a variety of coping tactics, but the most frequently utilized were acceptance and social support. Acceptance was not only the most widely endorsed coping tactic but also an independent factor, a discrete form of coping, orthogonal to the statistical factors we named problem-solving coping (e.g., planning escape routes when sitting in a restaurant) and emotion-focused coping (e.g., exercising relaxation techniques) (Somer et al., 2007). Nothing helped. Problem solving coping, Emotion-focused coping, and Acceptance – were all positively correlated with a measure of posttraumatic distress. While posttrau-

matic distress was significantly, but not perfectly related to exposure, the general mood in Israel (we measured tension and sadness) was unrelated to actual exposure to terror attacks. All forms of coping except for acceptance, were positively associated with distress.

Acceptance seemed to be not only the most widely utilized way of coping but also the most helpful tactic. The Israeli population might have reacted with fatalistic acknowledgement of life under random and inescapable distress, and acceptance was actually associated with improved mood. Israelis were not merely dissociated or resigned to their fate, they responded with every way of coping possible: they planned were to sit in restaurants to maximize their survival, they avoided high-risk areas, they stayed in closer contact with their families, and they also accepted the uncontrollability of the situation.

In my opinion, this form of resignation has little to do with freezing or dissociation because it was accompanied by a wide range of active coping. Sadly, none of those ways of coping helped much during the Intifada, with the exception of Acceptance. Controllability awareness, the knowledge of what aspects of one's threatening environment are controllable and what are not, and the ability to apply the approach that is most appropriate to the condition, is strongly associated with psychological well being under the threat of terror (Somer et al., 2004b). It would seem that Israelis increase the intensity of their coping the more threatened they are. However, people had a less negative mood the more they were inclined to accept the terror campaign as unavoidable.

Overall, the Israeli public appeared to respond to the onslaught of painful random terror attacks by reacting with both appropriate distress and adaptive adjustment of their ways of life for brief periods of time, only rapidly to resume their normal routine and optimistic outlook on life shortly afterwards.

Let us examine more closely a few data sets on Israeli behaviour during the Intifada, to shed more light on the question: Was the Israeli nation displaying resilience under the threat of terror or was their reaction more a case of national dissociation? The Jaffe Center for Strategic studies at Tel Aviv University has been polling the Israeli public yearly since 1984 on various issues. Every poll has included the question: «Are you concerned that you or a member of your family could become victims of a terror attack?» The yearly average response to this question since 1993 shows a clear sense of fear immediately following major terror attacks and that this fear is responsive to fluctuations in the level of hostilities. The Jaffe Center's yearly survey of morale shows pattern reversal in responses concerning mood. During the first two years of the terror campaign more than half the Israelis reported bad or very bad mood, but during 2003-2004 more than ¾ of the respondents reported a pretty good or a good mood.

It would seem that bad mood + optimism + a general life satisfaction do not necessarily constitute a contradiction in Israel. Despite the negative mood reported by the civilians at the height of the violence, the figures on life satisfaction during the same period provided by the Israel Bureau of Statistics show quite stably, that most Israelis considered themselves happy with their lives during the bloodiest

years of the Intifada and more than a half of the population maintained a sense of optimism for a better future.

To assess the meaning of the acceptance coping under Type IV stress in Israel, I further sought to assess actual, objective measures of behaviours associated with well being. If acceptance had evolved as a form of dissociative pathology, such as in Acute Stress Disorder, I would have expected to see behavioural signs of anxiety by Israelis, such as: avoidance, anhedonia, depression or deterioration in indices of quality of life, as gauged by hotel occupancy data. The emerging picture reflects remarkable stability. Some seasonal fluctuations and sharp decreases in hotel occupancies are noted during the months of April 2002 and March 2003, when terrorist bloodshed peaked. 2004 was characterized by a reduction in the violence and a concomitant increase in the consumption of this leisure product and a gradual improvement in hotel occupancy over the years. Let us examine two additional impartial indices of well being.

A similar picture emerges when cinema attendance is examined: higher attendance during the summer holiday months, lower attendance during the winter and religious festivals, reflecting normal seasonal fluctuations. 2002 was a very bloody year and was also a low point in cinema attendance in Israel; April 2002, the most horrible month of the Intifada, marked by the Passover Eve massacre in Netanya, reflected a sharp decline in cinema attendance with 40% fewer ticket purchases. But after 2002, and despite the continuing violence, cinema attendance is seen to pick up and to return to normal levels (Elran, 2006).

Discussion

Terrorism aims at breaking the spirit of, and at demoralizing a civilian population. The chronic traumatization Israelis have been subjected to at the start of the millennium created unique conditions of chronic stress, combined with opportunities for learning and adaptation. What have we learned about the effectiveness of terrorism from the Israeli experience?

A host of subjective and objective indices of morale and well being suggest that Israelis reacted with appropriate distress when exposed to random attacks on their civilian centres. Immediate reactions following major civilian loss of life included the expression of fears, sadness, and avoidance of public places. However, the Israeli society seems to have maintained an overall psychological stability throughout the terror campaign. Despite the Type IV stressor environment created by the attacks, subjective and object indices suggest that the society has not sustained enduring psychological damages. Shortly after most difficult periods, Israeli citizens seem to resume their normal routines. This ability of the public to bounce back to normality may suggest more national resilience than some form of national dissociation. Israelis tended to retreat to an apprehensive protective stance when attacked, only to discard it soon after the all-clear sounded.

Obviously, we have not measured all the possible effects of life under constant threat. While our data suggest that Israel is a resilient society, further research is needed to assess the impact of a century of persecution and war on more subtle indices such as empathy to the suffering of the «other», tolerance of the Arab minorities in Israel or, the role of power and force in interpersonal discourse among Israelis.

References

- Bamber, M. (1994). Providing support for emergency service staff. *Nursing Times*, 90 (22), 3233.
- Berk, J. (1992). *PTSD and Type III environment*. Unpublished Doctoral dissertation, Union Institute of Graduate Studies, Cincinnati, OH.
- Bleich, A., Gelkopf, M. & Solomon, Z. (2003). Exposure to terrorism, stress-related mental health symptoms, and coping behaviors among a nationally representative sample in Israel. *Journal of the American Medical Association*, 290 (5), 612-620.
- Elran, M. (2006). *National resilience in Israel – The effects of the Second Intifada on Israeli society*. Tel Aviv: Jaffe Center for Strategic Studies.
- Galea, S., Ahren, J., Resnick, H., Kilpatrick, D., Bucvalas, M., Gold, J. & Vlahov, D. (2002). Psychological sequelae of the September 11 terrorist attacks in New York City. *New England Journal of Medicine*, 346, 982-987.
- McCann, L. & Pearlman, L.A. (1990). Vicarious traumatization: A framework for understanding the psychological effects of working with victims. *Journal of Traumatic Stress*, 3 (1), 131-149.
- Noy, S. (1991). *Can't Take it Anymore: Combat Stress Reactions*. Tel-Aviv: Ministry of Defense Publications. [in Hebrew]
- Peled-Avram, M., Ben Yitzhak, Y., Somer, E. & Buchbinder, E. (2005). The functioning of social workers in early interventions following terrorism. In E. Somer & A. Bleich (Eds.), *Early Interventions following terror and mass disaster: The Israeli Experience* (pp. 181-200). Ramot: Tel Aviv University Press. [in Hebrew]
- Pfefferbaum, B., Moore, V., McDonald, N., Maynard, B., Gurwitch, R., & Nixon, S. (1999). The role of exposure in posttraumatic stress in youths following the 1995 bombing. *Journal of the State Medical Association*, 92, 164-167.
- Schlenger, W. E., Caddell, J. M., Ebert, L., Jordan, B. K., Rourke, K. M., Wilson, D., Thalji, L., Dennis, M., Faibank, J. A. & Kulka, R. A. (2002). Psychological reactions to terrorist attacks: Findings from the National Study of Americans' Reactions to September 11. *Journal of the American Medical Association*, 288, 581-588.
- Schuster, M. A., Stein, B. D., Jaycox, L. H., Collins, R. L., Marshall, G. N., Elliott, M. N., Zhou, A. J., Kanouse, D. E., Morrison, J. L. & Berry, S. H. (2001). A national survey of stress reactions after the September 11, 2001, terrorist attacks. *New England Journal of Medicine*, 345, 1507-1512.
- Somer, E., Buchbinder, E., Peled-Avram, M. & Ben-Yizhak, Y. (2004a). The stress and coping of Israeli emergency room social workers following terrorist attacks. *Qualitative Health Research*, 14 (10), 1077-1093.
- Somer, E., Zrihan Weitzman, A. & Todrank Heth, J. (2004b). Controllability awareness and its outcome under the threat of terror: Chronic versus acute community stress. *Journal of Trauma Practice*, 3 (1), 1-18.
- Somer, E., Ruvio, A., Soref, E. & Sever, I. (2005). Terrorism, distress and coping: High versus low impact regions and direct versus indirect civilian exposure. *Anxiety, Stress, & Coping*, 18, 165-182.
- Somer, E., Ruvio, A., Sever, I. & Soref, E. (2007). Reactions to repeated unpredictable terror attacks: Relationships among exposure, post-traumatic distress, low morale, and intensity of coping. *Journal of Applied Social Psychology*, 37 (4), 862-886.
- Terr, L. C. (1991). Childhood traumas: An outline and overview. *American Journal of Psychiatry*, 148, 10-20.
- Wilson, J. P. (1994). The need for an integrative theory of post-traumatic stress disorder. In M. B. Williams & J. F. Sommer, Jr. (Eds.), *Handbook of post-traumatic therapy* (pp. 3-18). Westport, CT: Greenwood.
- Yaar, E., & Hermann, T. (2002). *The Peace Index – September 2002*. Online document. Available at: http://www.tau.ac.il/peace/PeaceIndex/2002/English/p_sep_02_e.html [01.07. 2005].

Widerstreitende Erinnerungen

Birgit Rommelspacher

Wenn es um den Nationalsozialismus in Deutschland geht, steht immer zugleich auch die Frage im Raum: Warum erinnern? Viele möchten einfach vergessen und einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen. Aber es gibt auch Erinnerungen an diese Zeit, die durchaus gepflegt werden, wie vor allem die Erinnerungen an das Leid der Deutschen, an Bomben, Flucht und Vertreibung. Daran wird intensiv, ja geradezu obsessiv erinnert, wie Peter Fritzsche (2002) in seiner Untersuchung zur deutschen Nachkriegszeit herausgearbeitet hat. Dabei werden die Deutschen als Opfer in den Vordergrund gerückt, während die Opfer der Deutschen in den Hintergrund gedrängt werden. Damit werden klare Bewertungen vorgenommen und ein spezifisches Bild an die Nachkommen vermittelt.

Wir erleben derzeit den Übergang von der zweiten zur dritten Generation in Bezug auf die nationalsozialistische Geschichte. Die Zeitzeugen sterben aus; die 68er, die vielfach in der Konfrontation mit ihren Eltern und Großeltern die Auseinandersetzung gesucht haben, treten von der politischen Bühne ab; und eine neue Generation bestimmt zunehmend die gesellschaftlichen Diskurse. Diese hat – glaubt man den Analysen (vgl. etwa Assmann, 2006; Pyper, 2002; Schneider, 2001) – einen distanzierten, weniger persönlich geprägten Zugang zum Nationalsozialismus; gleichwohl sieht sie ihn als einen eher selbstverständlichen Teil zumindest der kollektiven Geschichte. Die Frage ist nun, welche Geschichte sich die nachfolgende Generation aneignet; ob dabei neue Schwerpunkte gesetzt

und neue Perspektiven entwickelt werden, aber auch, welche Erinnerungstraditionen fortgesetzt werden. Erinnerung hat selbst eine Geschichte, ist sie nicht nur aus der Vergangenheit, sondern ebenso auch aus der Gegenwart gespeist.

Nun hat sich die Gegenwart auch dahingehend verändert, dass zunehmende Pluralisierungen unsere Gesellschaft prägen. Wie wirkt sich dies auf den Umgang mit der Geschichte aus? Wie setzen sich Menschen mit dieser Geschichte auseinander, deren Vorfahren zu jener Zeit gar nicht in Deutschland gelebt haben, die aber jetzt ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben und sich sehr wohl als Deutsche fühlen? Und wie wiederum reagieren deutsch-stämmige Deutsche darauf, dass sich auch andere auf diese Geschichte beziehen und sich mit ihr auseinandersetzen? Der Umgang mit Geschichte kann also auch ein Medium aktueller gesellschaftlicher Auseinandersetzung sein, denn in ihm spiegeln sich auch die unterschiedlichen Positionierungen in der Gesellschaft wider.

Gegenwärtige Bedeutungen von Vergangenheit

Erinnerung ist notwendig zur Orientierung in der Gegenwart wie auch zur Projektierung der Zukunft. Bereits Maurice Halbwachs (1925/1966) hat darauf hingewiesen, dass Erinnerung ohne sozialen Austausch, ohne ständige gegenseitige kommunikative Bestätigung nicht möglich ist. Erst in den gegenseitigen Erzählungen entwickelt sich das Gedächtnis und erhält eine Struktur (Assmann, 2006). Erinnern

ist ein kommunikativer Prozess, in dem Vergangenheit gesichert wird. Zugleich wird ausgehandelt, was wichtig und unwichtig, was gut und was verwerflich ist; worauf man stolz sein kann und wessen man sich schämen muss.

Dies spielt besonders in der Generationenabfolge eine große Rolle, denn den Nachkommen sollen die *»eigenen«* Bedeutungssysteme und Relevanzstrukturen vermittelt werden. Zugleich ist die Tradierung von Geschichte ein Prozess der Vergemeinschaftung, denn in der Vermittlung konstituieren sich die an der Auseinandersetzung Beteiligten als eine Erinnerungsgemeinschaft. Sie verständigen sich gegenseitig über die Einschätzung von Ereignissen, machen unterschiedliche Positionen sichtbar. Schließlich werden darüber auch Machtkämpfe ausgetragen, denn wer die Geschichte bestimmt, sichert auch seinen Einfluss auf die Gegenwart und die Zukunft.

Insofern kann der Umgang mit Geschichte auch als eine Auseinandersetzung um *Bedeutungen und Relevanzstrukturen* verstanden werden sowie als ein Prozess der *Vergemeinschaftung* und schließlich als eine *Arena*, in der um *Machtpositionen* gekämpft wird. Diese unterschiedlichen Funktionen sind im Zusammenhang mit der Erinnerung an den Holocaust von besonderer Bedeutung.

Es gibt wohl kaum ein Thema, das bezüglich seiner Relevanz so polarisiert wie die Geschichte des Holocaust. Forderungen nach einem Schlussstrich, Erinnerungsverweigerung und Trivialisierung kennzeichnen die eine Seite, während auf der

anderen die Mahnung steht, den Holocaust als ein singuläres Ereignis zu begreifen, das nie aus dem Gedächtnis der gesamten Menschheit gelöscht werden kann und sollte. Auseinandersetzungen darüber finden sowohl in öffentlichen wie auch privaten Diskursen statt – wenngleich in jeweils sehr unterschiedlicher Form. In der Öffentlichkeit lag diese Frage den Debatten um Wiedergutmachung, um die Errichtung von Mahnmalen und Gedenkstätten zugrunde oder auch Diskussionen wie dem ›Historikerstreit‹ und der ›Walser-Debatte‹. Der Streit um Relevanzen im Privaten hingegen entfaltet eine spezifische Beziehungsdynamik – meist in der Polarisierung zwischen Schweigen auf der einen und Anschuldigung, unterschwelligem Misstrauen und Mit-schweigen auf der anderen Seite (vgl. etwa Welzer et al., 2002; Rosenthal, 1999; Rommelspacher, 1995).

In der öffentlichen Debatte wird derzeit der Kampf um Relevanzen vor allem durch die Beiträge der Vertriebenen angefacht, die ihren Standpunkt offensiv ins Zentrum rücken. Entgegen ihrer Auffassung, dass sie über viele Jahrzehnte hin die ›vergessenen Opfer‹ gewesen seien, spielten die Deutschen als Opfer von Krieg und Vertreibung bereits in der Nachkriegszeit eine große Rolle. Zumindest die populäre Literatur befasste sich sehr intensiv mit diesem Thema, wie Peter Fritzsche (2002) in seiner Untersuchung zeigt. Die Klagen um Verlust von Eigentum und Heimat hatten dabei durchaus auch einen strategischen Sinn, ging es doch u. a. um die Sicherung von Entschädigung und Rentenzahlungen. Aber es ging immer auch um die symbolische Anerkennung des eigenen Leidens in der Gesellschaft, um wieder eine emotionale Heimat zu

finden und sich in der ›Volksgemeinschaft‹ der Opfer aufgehoben zu fühlen. So kommt Peter Fritzsche zu dem Schluss, dass damit »die kleineren und größeren privaten Tragödien zu einem bedeutenden und verständlichen kollektiven Nationalschicksal erhöht wurden« (ebd., S.82). Deutschland verstand sich nun als eine Nation von Opfern, die über die Erfahrung von Verlust und Vertreibung definiert wurde. Dies lieferte nach Fritzsche einen unmissverständlichen Rahmen für die Definition von Staatsbürgerschaft, für Prioritäten der Sozialpolitik und für die Rekonstruktion nationaler Identität (S.87).

Auch heute geht es bei der Debatte um die Opfer der Deutschen sowohl um symbolische Anerkennung wie auch um materielle Interessen. Die geleisteten Entschädigungszahlungen reichen vielen Vertriebenen nicht aus, und sie erheben erneut Ansprüche auf ehemaliges Eigentum. Interessant ist in dem Zusammenhang, dass sie selbst jedoch gegen die Entschädigung der ZwangsarbeiterInnen polemisierten mit dem Argument, in den USA würde eine Druckkulissee gegen deutsche Unternehmen aufgebaut, mit der Deutschland den Erpressungen bis in alle Ewigkeit ausgesetzt werde (vgl. Salzborn, 2002, S.155). Vor allem geht es ihnen aber um die Anerkennung als die ›eigentlichen‹ Opfer der Geschichte, wie Samuel Salzborn (2002) in seiner Diskursanalyse der öffentlichen Debatten zu diesem Thema zeigt. Dies gelang, indem die Vertriebenenverbände Flucht und Vertreibung zu den ›großen kulturellen Katastrophen des 20. Jahrhunderts‹ erklärten und auf dieser Basis das Schicksal der Juden mit dem ihren verknüpfen konnten. So formulierten die Vorsitzende der Vertriebenenverbände Steinbach: »Im Grunde

genommen ergänzen sich die Themen Juden und Vertriebene miteinander. Dieser entmenschte Rassenwahn hier wie dort, der soll auch Thema in unserem Zentrum [gegen Vertreibung; B.R.] sein.« (Salzborn, 2002, S.150)

Darüber hinaus verstehen sich die Vertriebenen ihren ›mitverfolgten Juden‹ gegenüber moralisch überlegen. Sie würden großmütig auf Rache und Vergeltung gegenüber ihren Peinigern verzichten, wie es in der Charta der Vertriebenenvertreter heißt, und damit ein Beispiel geben, das ohne Vorbild sei. Damit wird gleichzeitig das antisemitische Stereotyp vom ›rachsüchtigen Juden‹ aktiviert, ohne es direkt zu benennen. Über die Vertriebenenverbände wurde also ein deutscher Opferdiskurs angestoßen, der nicht nur die Kriegsschuld der Deutschen relativiert, sondern auch die Opfer der deutschen Verfolgungs- und Mordpolitik aus dem Blickfeld verdrängt. Zudem werden etwa durch die Polemik gegenüber den ZwangsarbeiterInnen und dem Nähren antisemitischer Ressentiments soziale und ethnische Hierarchien fortgeführt, die selbst Grundlage der nationalsozialistischen Verbrechen waren.

Insofern fragt sich, ob es nicht Erinnerungsformen gibt, die diese Kontinuitäten aufbrechen oder gar überwinden können. Volkhard Knigge (2005) unterscheidet in dem Zusammenhang zwischen einem *affirmativen* und einem *kritischen Erinnern*: Die affirmative Erinnerung vermittelt das Bild, dass die (deutsche) Gegenwartsgesellschaft die böse Vergangenheit ein für allemal überwunden habe; demgegenüber versteht die kritische Erinnerung die NS-Vergangenheit als einen negativen Horizont menschlicher, politischer und gesellschaftlicher Möglichkeiten (S.446), die gerade auch

für die Gefahren von Unmenschlichkeit in der Gegenwart sensibilisiert. Die kritische Erinnerung wirft ständig neue Fragen auf und bezieht neue Perspektiven ein, während die affirmative eine bestimmte Erzählung für alle als verbindlich erklärt.

Inzwischen nimmt auch die kritische Erinnerung in Deutschland einen breiten Raum ein – nicht zuletzt als Gegenreaktion auf einseitige Opferdiskurse, auf Schweigen, Verdrängen und Relativieren. Wichtige Etappen in dieser Entwicklung waren etwa die Ausstellung zu den Verbrechen der Deutschen Wehrmacht oder die Goldhagen-Debatte, die die Alltäglichkeit und ›Normalität‹ der Verbrechen in den Mittelpunkt stellten und so auch die Kluft zwischen öffentlichen und privaten Erinnerungen ein Stück weit aufbrachen. Ziel dieser Debatten war und ist es, die ›Normalität‹ dieser Geschichte anzunehmen und sie auf allen Ebenen in die Erinnerung zu integrieren. Es ist, wie etwa Assmann (2006, 2007) und Frei (2005) formulieren, eine Form der ›Vergangenheitsbewahrung‹. Diese ist jedoch vor allem im öffentlichen Diskurs zu finden, während in den Familien nach wie vor in erster Linie geschwiegen wird.

Erinnerungen in der Generationenfolge

Das Schweigen der Zeitzeugen in den Familien der Täter, Mitläufer und indirekt Beteiligten wird auch in den Familien oft übertönt durch Erzählungen über Krieg, Vertreibung und eigene Not. So wird jedoch die Vergangenheit, nach der die Kinder eigentlich fragen, wieder zum Schweigen gebracht. Selbst wenn Eltern und Großeltern doch über den Nationalsozialismus reden, geschieht dies oft so, dass dessen Bedeutung nicht greifbar wird. Die Er-

zählungen bleiben meist blass und unbeteiligt, so das Ergebnis unserer Untersuchung zur Auseinandersetzung junger Deutscher mit Antisemitismus und Nationalsozialismus (Rommelpacher, 1995).

Von ihrer Enkelin gefragt nach den Erlebnissen in der Kristallnacht, erzählt z. B. eine Großmutter, sie hätte »irgendwo Scheiben klirren hören«. Wem diese Scheiben gehörten und wer sie zum Klirren brachte, erfährt die Enkelin nicht. Der kognitive Zugang zu dem Ereignis wird verstellt. Ebenso wird nichts über emotionale Reaktionen der Großmutter erzählt, ob sie bestürzt war, sich gefreut hat, schadenfroh war – was auch immer. Die emotionale Beteiligung wird abgeschnitten. Und schließlich wird auch die moralische Stellungnahme verweigert: Hat sie es gut gefunden, hat sie es verurteilt, wie hat sie sich zu diesen Ereignissen gestellt? Insofern kann die Enkelin weder einen kognitiven noch emotionalen noch moralischen Zugang zu diesem Thema bekommen. Was die Enkelin aber von ihrer Großmutter erfährt, ist, dass es besser ist, sich herauszuhalten: ›Das Thema ging mich damals nichts an, und es geht dich heute auch nichts an.‹

Die Ereignisse werden entkontextualisiert. Sie haben keine Ursachen, keine Zusammenhänge, keine Konsequenzen; sie erfordern keine Stellungnahme und keine Bewertung. Insofern konstatiert auch Christian Meier (1990): ›Es fehlt die Identifikation mit den Deutschen der NS-Zeit (nicht im Sinne des gut heißen, sondern ›nostra causa agitur‹). Man spricht kühl, in Distanz. Sonst spricht man doch auch von ›unseren‹ Siegen, Fürstenhäusern, Dichtern... Hier nicht!‹ (S. 63) So wird die Bedeutung der Ereignisse durch fehlende Identifikationen entwertet, ja geradezu entwirklicht.

Allerdings hat diese Erinnerungsverweigerung erhebliche Konsequenzen für die Beziehung zu den Nachkommen. Die Verankerung in der Geschichte geht verloren. Die Kette der Tradierung wird an dieser Stelle gekappt. Die Nachkommen können nicht an die Erzählungen anschließen, ihre Identifikationsbedürfnisse laufen hier ins Leere. Das führt nach Christian Meier (1990) zu einer ›Herkunftsschwäche‹ (S. 72). Es mangelt den Nachkommen an Vertrauen in ihre ›eigene‹ Geschichte und an der Möglichkeit zur Selbstvergewisserung. Es bleibt ein Misstrauen gegenüber den Vorfahren, welche Rolle sie nun tatsächlich in jener Zeit gespielt haben. Dazu kommen Enttäuschungen über ihr moralisches Versagen und nicht zuletzt oft eine unterschwellige Wut darüber, dass sie die Erinnerung verdüstert und Traditionen zerstört haben. Für die Nachkommen ist kein unbefangenes Erinnern mehr möglich, kein selbstverständlicher Bezug zu ihren Traditionen.

Die Erinnerungspraxis der älteren Generation ist also äußerst exklusiv, grenzt sie doch selbst die eigenen Kinder aus. Zugleich ist sie jedoch auch Basis für eine neue Gemeinschaft, denn indem die Nachkommen dieses Schweigen zulassen und dann meist auch mittragen, werden sie in die Geschichte verstrickt. Es entstehen neue Loyalitäten und gegenseitige Bindungen in der gemeinsamen Abwehr. Diese zeigt sich z. B. darin, dass die meisten Befragten in unserer Untersuchung von vornherein ihre Eltern und Großeltern verteidigten, ohne darauf überhaupt angesprochen worden zu sein. Es ist, als hörte man die Eltern und Großeltern selber reden: Sie konnten nichts tun, sie waren viel zu jung...; die Großeltern hätten auf dem Dorf gelebt, und

dort hätte es kein Fernsehen gegeben; oder: die Großmutter habe so viel zu arbeiten gehabt, dass sie unmöglich sich noch um andere Dinge hätte kümmern können, etc. Eltern und Großeltern werden vorab verteidigt, und die Nachkommen nehmen unaufgefordert ihre Position ein (Rommelspacher, 1995).

Dieser Befund wird auch durch eine umfassende quantitative und qualitative Untersuchung zur Tradierung des Geschichtsbewusstseins in deutschen Familien bestätigt (Jensen, 2004). Dabei zeigt sich, dass bei den Kindern und Enkeln die Erzählungen vom eigenen Leiden in der Familie den größten Raum in der Erinnerung zur nationalsozialistischen Geschichte einnehmen; ebenso auch, dass sie die Abwehr- und Rechtfertigungsmuster ihrer Eltern/Großeltern weitgehend ungebrochen übernehmen. Interessant ist dabei, dass die Enkel dies noch deutlicher tun als die Kinder. So resümiert Jensen: »Ob es sich um die Mitgliedschaft in der NSDAP oder anderen Organisationen handelte, um militärische Aufgaben oder die unterlassene Hilfe für Verfolgte des Regimes – immer gab es wichtige Gründe, letztlich doch zu tun, was ›alle‹ gemacht haben, um nicht die vermeintlich schweren Konsequenzen tragen zu müssen. Auch dieses Argument ist bei der Enkelgeneration deutlich stärker zu beobachten als bei den Kindern.« (ebd., S. 382) Angesichts der weit verbreiteten Übernahme der Abwehr überrascht es dann auch nicht, dass insgesamt nur sechs Prozent glauben, dass die eigenen Angehörigen ›sehr positive‹ bzw. ›eher positive‹ Einstellungen dem NS-Regime gegenüber hatten, während etwa die Hälfte meint, die Vorfahren seien dem System gegenüber eher negativ oder sehr negativ eingestellt gewesen (ebd.).

Die jüngere Generation hat sich also mit der älteren über die ›reiche‹ Geschichte verständigt. Sie sind zu einer Erinnerungsgemeinschaft geworden, in der sie sich gegenseitig stützen und schützen. Für eine solche Gemeinschaft ist jeder bedrohlich, der ihre Erzählung in Frage stellen könnte. Das gilt vor allem in Bezug auf die damaligen Opfer und ihre Nachkommen. Insofern sind diese Abwehrkonstruktionen eine wesentliche Quelle für den sogenannten sekundären Antisemitismus. Dabei wird den Juden vorgeworfen, die Geschichte nicht ruhen zu lassen und damit immer wieder Schuldgefühle zu evozieren. Mit diesem Vorwurf kommen zugleich Stereotype des primären, traditionellen Antisemitismus zum Tragen: den Juden wird vorgeworfen, besonders rachsüchtig zu sein.

Die Erinnerungsgemeinschaft zieht also deutliche Grenzen – zwischen denen, die dazu gehören, und jenen, die außerhalb stehen und den Bestand der Gemeinschaft gefährden könnten. Damit werden nicht zuletzt auch Ermöglichungsbedingungen der nationalsozialistischen Verbrechen fortgeführt. Es wird zwar nicht mehr auf die völkische Gemeinschaft rekurriert, aber die Erinnerungsgemeinschaft führt die Abwehr gegen die ›Anderen‹ fort. Die Frage ist, wie weit sich dies nicht nur auf die ehemaligen Opfer und ihre Nachkommen, sondern auch auf ethnische Minderheiten generell bezieht, d.h. ob durch den Bezug zur Geschichte das Projekt einer ethnisch homogenen Gesellschaft fortgeführt wird.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass wir auch heute noch bei den jungen Deutschen einen starken Bezug zum Abstammungsgedanken finden. So hat Jens Schneider (2001) in seiner Untersuchung zum Deutsch-Sein ge-

zeigt, dass sich die von ihm Befragten vorwiegend über ihre Abstammung definieren: Sie seien Deutsche, weil ihre Eltern Deutsche waren, ihre Großeltern etc. Dabei wird dieser Bezug allerdings oft nur widerstrebend akzeptiert und als unabweichlich dargestellt. Eine positive persönliche Identifikation mit der Herkunft bezieht sich eher auf die Region oder die Stadt, in der sie leben. Die Fixierung auf die Abstammung im nationalen Selbstverständnis hat zur Folge, dass Menschen, deren Vorfahren nicht aus Deutschland stammen, als Fremde gelten – gleichgültig, ob diese einen deutschen Pass haben, wie gut sie deutsch sprechen und wie lange sie in Deutschland leben.

Die Frage ist nun, welche Rolle in diesem Zusammenhang die Erinnerung an den Nationalsozialismus spielt. Ob auch diese zu einer Abschottung der deutsch-›stämmigen‹ gegenüber den anders-›stämmigen‹ Deutschen führt. Es erscheint zunächst paradox, diese Frage angesichts des Holocaust zu stellen, handelt es sich hierbei doch um eine extrem negative Erinnerung, die schwerlich dazu taugt, sich über andere zu erheben. Chauvinismus ist im Allgemeinen mit Nationalstolz konnotiert, mit dem Verweis auf ehemaligen Ruhm und Größe. Wenn es jedoch stimmt, dass, wie Siegfried Lenz formulierte, »wir nur insoweit Deutsche sind ..., wie wir uns zu dieser Bindung (zum Volk der Täter) bekennen« (zit. n. Meier, 1990, S. 11), dann wäre diese Erinnerung ein nationales Projekt, das damit notwendig auch die Beziehung zum Anderen bestimmt. Den damit verknüpften Widerspruch formuliert Hanno Loewy (1999) folgendermaßen: »Jede Erinnerung an den Holocaust bewegt sich in dem unauflösbaren und furchtbaren Widerspruch ... zwischen

der Notwendigkeit, an das Unausprechliche zu erinnern, und der Unmöglichkeit, nationale Identität auf dieses Geschehen zu gründen, ohne das Projekt einer ethnischen Nation fortzusetzen oder zu zementieren.« (ebd., S. 33)

Insofern ist interessant zu fragen, wie sich Menschen mit Migrationshintergrund zu der Geschichte der »Deutschen« in Beziehung setzen.

Migrantinnen und Holocaust

Wenn Menschen ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben, sind sie immer auch mit dessen Geschichte konfrontiert – gleichgültig, woher sie kommen. Sie werden über die verschiedenen Medien darüber informiert, und Kinder und Jugendliche lernen sie in der Schule. Im Unterschied zur Mehrheitsgesellschaft haben sie jedoch keinen Zugang zum kommunikativen Gedächtnis persönlicher Erinnerung. Das gilt allerdings nur für diejenigen, die keinerlei Bindungen an Angehörige der Mehrheitsgesellschaft haben und nicht für die vielen jungen Menschen mit bikulturellem Hintergrund; ebenso wenig gilt es für die MigrantInnen, die aus einem der von den Nationalsozialisten eroberten Länder kommen und daher selbst auch einen familialen Bezug zu dieser Geschichte haben.

Aber auch wenn kein familialer Bezug vorliegt, kann Interesse an dieser Geschichte entstehen. Die Grundlagen einer solchen *Motivation* lassen sich auf verschiedenen Ebenen ansiedeln: Zum einen geht es hier um Themen, die allgemein in dieser Gesellschaft relevant sind. So ist die Auseinandersetzung mit Geschichte notwendig, um auch aktuelle Ereignisse besser einschätzen zu können (etwa, auf welchen Traditionen der Rechtsextremismus in dieser Gesellschaft basiert). Zum

Zweiten kann eine spezifische Motivation von Menschen mit Migrationshintergrund die sein, dass sie mehr über ein Land erfahren möchten, in das die eigene Familie eingewandert ist. Sie fragen sich, wie diese Gesellschaft beschaffen ist, wie sie deren Menschen verstehen können – und dies umso mehr, als in vielen Fällen bereits in der Herkunftsgesellschaft bestimmte Bilder und Stereotype über die Deutschen verbreitet und so bestimmte Erwartungshaltungen generiert worden sind. Eine weitere Motivation kann eine universale Perspektive sein, die auch Menschen in anderen Ländern dazu motiviert, sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus zu befassen, und denen es dabei um Fragen nach Bedingungen und Grenzen von Menschlichkeit allgemein geht.

Solche generellen Interessen sind jedoch immer auch eingebunden in spezifische Motivationen, die sich aus der besonderen Position innerhalb der Gesellschaft ergeben. So zeigt Viola Georgi (2003) in einer Untersuchung, in der sie junge Menschen mit Migrationshintergrund nach ihrem Verhältnis zur deutschen Vergangenheit befragt hat, dass deren Perspektiven eng mit ihrem jeweiligen Verhältnis zu dieser Gesellschaft verknüpft sind: Eine Position ist etwa die, sich aktiv in die Erinnerungsgemeinschaft einbinden zu wollen, indem die dominanten Erzählungen und Abwehrstrukturen übernommen werden. So meint etwa ein junger Mann mit iranischem Hintergrund, der sich sehr für die Geschichte des Nationalsozialismus interessiert, dass man bei allem Schrecklichen, was damals passiert sei, nicht vergessen dürfe, dass es auch gute Deutsche gab. Das findet er deshalb so wichtig, weil bei manchen Ausländern, wie er sagt, sich den Deutschen

gegenüber ein großes Vorurteil aufbaut (ebd., S. 130). Er interessiert sich sehr für »das Militärische« und findet, das Einzige, was damals hätte verhindert werden müssen, der Angriff auf Dresden gewesen sei. Er hat sich so den Opferdiskurs ganz zu eigen gemacht und will auch die junge Generation der Deutschen dezidiert von jeder Verantwortung freisprechen. So wird er zum Beschützer seiner deutschen Altersgenossen durch *Identifikation* mit der Erinnerungsgemeinschaft.

Anders positioniert sich ein Jugendlicher mit türkischem Hintergrund, der sich ebenfalls sehr für diese Geschichte interessiert. Ihm ist es wichtig, in Deutschland so selbstverständlich leben zu können wie die anderen Deutschen. Dennoch wird er durch die Zuschreibungen als Ausländer immer wieder an den Rand der Gesellschaft gedrängt. »Das Schlimmste ist, wenn man nicht normal sein kann.« (ebd., S. 151) Das erinnert ihn an die Zeit des Nationalsozialismus, und er zieht Analogien zum Antisemitismus in Nazideutschland nach dem Motto: damals die Juden – heute die Türken (S. 166). Richtig als Deutscher gefühlt habe er sich nur ein einziges Mal, auf einer Klassenfahrt nach Tschechien: da wurde er als Deutscher angesehen. »Also, da habe ich mich als rein Deutscher gefühlt. Da habe ich den Türken in mir vergessen... Da kam ich mir so schlecht vor, weil die Deutschen da so Schlimmes verbrochen haben.« (S. 164) Er ist also auch bereit, Verantwortung für diese Geschichte mit zu übernehmen, allerdings erwartet er dann von der Mehrheitsgesellschaft, dass er nicht mehr als Ausländer ausgegrenzt wird. Die Auseinandersetzung mit dieser Geschichte hat für ihn also vor allem die Bedeutung, um Anerkennung in dieser Gesellschaft zu kämpfen. In die-

sem Kampf changiert er zwischen der Identifikation mit den Tätern wie den Opfern – je nachdem, ob stärker die *Identifikationsbedürfnisse* oder aber die *Ausgrenzungserfahrungen* im Vordergrund stehen.

Diesem starken Bezug zur deutschen Gesellschaft steht eine *bikulturelle* Position gegenüber, die die eigene Distanz thematisiert und die Option, sich einer anderen Geschichte zuzuwenden, offen hält. So spricht etwa ein Junge mit bosnischem Hintergrund von einer »bosnisch-deutschen Symbiose« (ebd., S.202). Beides passe eigentlich gut zusammen, meint er: »Einerseits bin ich hier und fühle mich wohl, andererseits kann ich auch auf eine andere Geschichte blicken, die nicht ganz so schrecklich, so schlimm ist wie hier... Das hat schon seine Vorteile, wenn man hier wohnt, und dass man das Andere trotzdem noch ist.« (ebd.)

Schließlich wird in manchen Interviews eine *universale Perspektive* vertreten, die die Lehren aus dem Holocaust vor allem auf Erkenntnisse über die Menschheit insgesamt bezieht und daraus die Notwendigkeit universaler Menschenrechte ableitet. Die nationale Bedeutung der Geschichte tritt hier in den Hintergrund zugunsten einer kosmopolitischen Orientierung. Allerdings stößt das Interesse dieser Jugendlichen an der deutschen Geschichte von Seiten der Mehrheitsangehörigen keineswegs immer auf Gegenliebe. Als sich einer der türkischen Jungen zur Klassenreise nach Auschwitz meldet, wird er gefragt: »Was willst du denn da? Fahr doch lieber in die Türkei.« (ebd., S.156); und als er Reaktionen der Mitschüler kommentiert, wird er zurückgewiesen: »Eh, du als Ausländer, du hast doch keine Ahnung.« (S.153).

Die Ursachen für eine solche Abwehr kann auf mehreren Ebenen

liegen: Zum einen wird ihm damit deutlich gemacht, dass er nicht hierher gehört und sich doch besser mit der Geschichte »seines« Landes beschäftigen solle. Zum anderen könnte die Beteiligung von »Außen«-Stehenden das Deutungsmonopol in Frage stellen und Geschichten zur Sprache bringen, die nicht gerne gehört werden; vor allem Geschichten, die die Identifikation mit den Opfern in den Vordergrund stellen und auf Kontinuitäten in der heutigen Gesellschaft verweisen. Sie stören damit die Tendenz, die Geschichte als abgeschlossen zu betrachten und zu musealisieren.

Auch hier zeigen sich also im Umgang mit Geschichte unterschiedliche Perspektiven und Interessen. Auf Seiten der Mehrheitsangehörigen finden wir Abwehr und Wahrung von Exklusivität, seitens der Migrantenjugendlichen den Versuch, mit Hilfe der Geschichte die eigenen ambivalenten Positionen in der Gesellschaft darzustellen.

Schluss

In den Erzählungen von Geschichte wird diese nicht nur gesichert und aufbewahrt, sondern es werden dabei bestimmte Perspektiven vermittelt, die je unterschiedliche Positionierungen in der Gesellschaft wie auch in der familialen Beziehungsdynamik widerspiegeln. Die Vorfahren bemühen sich darum, sich gegenüber ihren Kindern ins »rechte« Licht zu rücken, die Nachfahren wiederum wollen ihre positiven Selbstbilder aufrechterhalten und diese nicht in Frage stellen. Im Dienst eigener narzisstischer Bestätigung haben auch sie ein Interesse am Verschweigen der negativen Anteile dieser Geschichte. Diese gilt es nun auch anderen gegenüber zu behaupten; in erster Linie gegen-

über den Opfern und ihren Nachfahren, aber auch jenen gegenüber, die sich erst in neuerer Zeit dieser Gesellschaft und ihrer Geschichte zugewandt haben. Sie könnten die Abwehrkonstruktionen in Frage stellen und vor allem auch auf Kontinuitäten verweisen, die die Idee von ethnischer Homogenität und »rassischer« Überlegenheit fortführen.

Literatur

- Assmann, A. (2006). *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München: Beck.
- Assmann, A. (2007). *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München: Beck.
- Frei, N. (2005). *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen*. München: Beck.
- Fritzsche, P. (2002). Volkstümliche Erinnerung und deutsche Identität nach dem Zweiten Weltkrieg. In K. H. Jarausch & M. Sabrow (Hrsg.), *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt* (S.75-98). Frankfurt: Campus.
- Georgi, V. B. (2003). *Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Halbwachs, M. (1966). *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Neuwied: Luchterhand. (Frz. Original erschienen 1925.)
- Jensen, O. (2004). *Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien*. Tübingen: Edition diskord.
- Knigge, V. (2006). Abschied der Erinnerung. Anmerkungen zum notwendigen Wandel der Gedenkkultur in Deutschland. In V. Knigge & N. Frei (Hrsg.), *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord* (S.443-460). München: Beck.
- Loewy, H. (1999). Jüdische Existenz in Deutschland. Zur Gegenwart vieler offener Fragen. In O. R. Romberg & S. Urbahn-Fahr (Hrsg.), *Juden in Deutschland nach 1945. Bürger oder »Mitbürger«* (S.25-34). Frankfurt: Edition Tribüne.
- Meier, C. (1990). *Vierzig Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerung heute*. München: Beck.
- Pyper, J. F. (Hrsg.) (2002). *»Uns hat keiner gefragt«. Positionen der dritten Generation zur Bedeutung des Holocaust*. Berlin: Philo.
- Rommelspacher, B. (1995). *Schuldlos-Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen*. Hamburg: Konkret Literatur Verlag.
- Rosenthal, G. (1999). Die Shoah im intergenerationalen Dialog. Zu den Spätfolgen der Verfolgung in Drei-Generationen-Familien. In A. Friedmann, E. Glück & D. Vyssoki (Hrsg.), *Überleben der Shoah und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus Wissenschaftlicher Sicht* (S.68-88). Wien: Picus.
- Salzborn, S. (2002). Ein neuer deutscher Opferdiskurs. Zur Bedeutung der Vertriebenenverbände und ihre Anliegen für politische Debatten der Gegenwart. In C. Butterwegge, J. Cremer, A. Häusler, G. Henntges, T. Pfeiffer, C. Reißlandt & S. Salzborn (Hrsg.), *Themen der Rechten – Themen der Mitte. Zuwanderung, demografischer Wandel und Nationalbewusstsein* (S.147-166). Opladen: Leske + Budrich.
- Schneider, J. (2001). *Deutsch sein. Das Eigene, das Fremde und die Vergangenheit im Selbstbild des vereinten Deutschland*. Frankfurt: Campus.
- Welzer, H., Moller, S. & Tschuggnal, K. (2002). *»Opa war kein Nazi« Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt: Fischer.

Familiengeschichtliche Verstrickungen in den Nationalsozialismus: Eine Drei-Generationen-Studie

Iris Wachsmuth

Tradierungsforschung bezüglich der Täter/innen- und Mittäter/innengesellschaft war Jahrzehnte lang eine Terra incognita. Erst in den 80er-Jahren setzte die wissenschaftliche Aufarbeitung ein. Diese zumeist psychologischen und sozialpsychologischen Arbeiten zu den Themen Schuld, Schweigen und Verantwortung bezogen sich auf die Erlebnisgenerationen und deren Töchter und Söhne. In weiteren empirisch qualitativen Zwei- und Drei-Generationen-Studien differenzieren sich die Zugänge, Zielgruppen und Fragestellungen weiter aus. Hier setzt die dargestellte Studie an, denn Erinnerungen an den Nationalsozialismus sind nicht nur von der Art der familiengeschichtlichen Verstrickung in den Nationalsozialismus und vom jeweiligen sozialen Milieu geprägt, sondern auch von den geschlechtsspezifischen Erfahrungs-, Erzähl- und Tradierungsweisen (vgl. Wachsmuth, im Druck, a). Untersucht wurden Familien der ehemaligen Unterstützer/innen des Nationalsozialismus, in denen es keine von allen drei Generationen gemeinsam getragenen Gespräche über die familiengeschichtliche Zeit im Nationalsozialismus gibt (vgl. u.a. Welzer et al., 2002)¹. Im Folgenden werden eine skizzenhafte Einführung in den Forschungsstand gegeben und einige wenige ausgewählte Ergebnisse der Untersuchung vorgestellt.

Zum Forschungsstand der Tradierungsforschung

Die Großelterngeneration, auch als ›erste Generation‹² bezeichnet, ist jene, die auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft in den Nationalsozialismus hinein sozialisiert wurde bzw. als Erwachsene darin gelebt hat. Sie gehört zur ›arischen Volksgemeinschaft‹. Hunderttausende von Männern und Frauen waren direkt oder indirekt in den verschiedensten Funktionen an Verbrechen und dem Vernichtungskrieg beteiligt, an Entrechtungen und Denunziationen und am Genozid der verfolgten Juden, Sinti und Roma und anderen Opfergruppen. Einige Deutsche gehörten selber zu politisch Verfolgten oder aber zu Menschen, die nicht zu Mitläufern bzw. Tätern werden wollten, oder Familienangehörige von ihnen wurden Opfer der Euthanasie. Andere hatten eine jüdische bzw. einen als rassistisch definierten Juden/Jüdin in der Verwandtschaft oder waren homosexuell. Menschen wurden zu Rettern, indem sie Juden versteckten oder ihnen zur Flucht verhelfen. Wieder andere erlebten Wandlungsprozesse: von begeisterten Nationalsozialisten zu oppositionell Handelnden. Einige hatten Schlüsselerlebnisse, andere wurden mit Gegenwelten zur offiziellen Propaganda konfrontiert. Nonkonformes oder widerständiges Handeln konnte schlicht aus Empathie mit Ver-

folgten oder aus religiöser bzw. politischer Motivation entstehen. Für viele brachten erst der Krieg bzw. menschliche Verluste in der eigenen Familie, Zerstörungen im eigenen Land und das absehbare Ende des Systems eine kritische Haltung oder oppositionelles Handeln hervor. Die Millionen von Vertriebenen und Flüchtlingen ab 1944 haben ebenfalls größtenteils sehr leidvolle Erfahrungen machen müssen, die das Erinnern an die Verbrechen des NS-Systems überlagern.

Doch der Großteil der deutschen Gesellschaft war im Nationalsozialismus, der als »Zustimmungsdiktatur« eine ›soziale Praxis‹ darstellte, in vielfältiger Weise beteiligt« (Bajohr, 2001, S. 195). Ihre Prägungen, Verluste und Kriegserlebnisse haben sie kaum bearbeitet und nur sehr fragmentarisch intergenerationell kommuniziert.³ Die Perspektiven der ›Anderen‹, also der (jüdischen) Verfolgten, Ermordeten, Überlebenden waren und sind nach wie vor nicht in ihrem Blick. In den öffentlichen Diskussionen war der Holocaust bis in die 60er-Jahre ein unheilvolles Ereignis unter anderen (Traverso, 2000). Erst in den 80er-Jahren wird ›Auschwitz‹ in der öffentlichen Erinnerungskultur zur Metapher für den eigentlichen »zivilisationszerstörenden Kern« (Diner, 1987, S. 72). Und nach wie vor geht es darum, das Geschehene und die Folgewirkungen verstehbar zu machen.⁴

Dass es eine Verbindung zwischen öffentlicher (inter-/nationaler) Geschichte und privater (familiarer) gibt, wird in der deutschen Mehrheitsgesellschaft kaum wahrgenommen. Zum einen begreifen sich die Großelterngenerationen⁵ meist selber als Opfer bzw. als nicht Mitverantwortliche für das NS-Regime und seinen Vernichtungskrieg, zum anderen war diese Blickrichtung in öffentlichen Debatten und pädagogischen Instanzen über die Jahrzehnte hinweg, in Ost- wie auch Westdeutschland, eine tabuisierte Leerstelle. »Die psychologische Dimension nationalsozialistischer Herrschaft und ihrer Geschichte ist immer noch weitgehend unerforscht und unbewältigt, eine politische Psychoanalyse ... steht auch zwanzig Jahre nach Mitscherlichs ›Unfähigkeit zu trauern‹ noch in den Anfängen« (Benz, 1987, S. 19; vgl. auch Mitscherlich & Mitscherlich, 1967).

Zu den Traumatisierungen der jüdischen Opfer und den Transmissionen auf die nachfolgenden Generationen gibt es seit den 60er- und 70er-Jahren psychoanalytische und therapeutische Arbeiten (vgl. u.a. Rakoff et al., 1966; Trossmann, 1968). Eine wichtige Basis für die in den 80er-Jahren einsetzenden Forschungen zu den sozialpsychologischen Folgewirkungen innerhalb der deutschen Gesellschaft waren die sogenannte 68er-Generation, die daraus entstandene Frauenbewegung und die sozialen Bewegungen, die sowohl zur Demokratisierung in der Bundesrepublik insgesamt als auch zum Beginn der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit beitragen. Forschungen, wie die nationalsozialistische Vergangenheit im Bewusstsein und im Unbe-

wussten der Deutschen fortwirkt, entstanden daraufhin zahlreich: Psychologische, psychotherapeutische und sozialpsychologische Arbeiten der jüdischen wie auch der deutschen nicht jüdischen zweiten Generation haben sich mit den Folgewirkungen für die in den Nationalsozialismus involvierten Generationen und deren Kinder auseinandergesetzt – zum Teil auch im Vergleich zwischen Opfer- und Täterseite.⁶ Diese, weitgehend auf Schuld, Verdrängung, Schweigen, unbearbeitete Trauer bzw. Traumatisierungen fokussierten, Analysen haben sich durch die in den späten 90er-Jahren einsetzende Forschung zur sozialpsychologischen Mehrgenerationen- und Tradierungsforschung weiter ausdifferenziert. Hinzugekommen sind durch die Wende auch ost- und westdeutsche Familienvergleiche.⁷ Die Einbeziehung der sogenannten dritten Generation (der Enkel) hat gezeigt, wie sehr auch diese noch über familiäre Prägungen bestimmt ist, die im Zusammenhang mit der Familiengeschichte in der NS-Zeit stehen. »Je geschlossener oder verdeckter der Dialog in der Familie ist, je mehr verheimlicht und retuschiert wird, desto nachhaltiger wirkt sich die Familienvergangenheit auf die Kinder- und Enkelgeneration aus.« (Rosenthal 1997, S. 22). Diese empirische Studie (und der Vergleich zwischen deutschen und israelischen Familien) von Rosenthal untersucht den familialen Dialog über die Familienvergangenheit während der NS-Zeit und zwar mit dem Fokus auf die NS-Verbrechen und die daraus entstandenen Delegationen an die zweite und dritte Generation.⁸ Die innerfamiliären Auswirkungen in Opfer- und Täterfami-

lien werden sowohl im Hinblick auf die unterschiedlichen Qualitäten als auch auf strukturelle Ähnlichkeiten in beiden Gruppen verglichen, etwa das Schweigen oder behinderte Autonomieprozesse in den nachfolgenden Generationen. Ein Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass in den Täterfamilien – je nach Generation in unterschiedlicher Weise – Schuldfragen und Opferkonstruktionen verhandelt werden.

In den letzten Jahren haben sich die Zugänge, Zielgruppen und Fragestellungen weiter ausdifferenziert. Nicht mehr nur ›Täterfamilien, auch sogenannte ›normale‹ Ost- und Westdeutsche werden untersucht. Die sozialpsychologische Untersuchung von Welzer, Moller und Tschuggnall (2002) analysiert, »was auf dem Wege der kommunikativen Tradierung an die Kinder- und Enkelgenerationen weitergegeben wird« (S. 11). Angelehnt an das Konzept des »kulturellen und kommunikativen Gedächtnisses« von Jan Assmann (1988) steht dabei das ›Familiengedächtnis‹⁹ im Zentrum des kommunikativ Tradieren. »Das Familiengedächtnis basiert nicht auf der Einheitlichkeit des Inventars seiner Geschichten, sondern auf der Einheitlichkeit und Wiederholung der Praxis des Erinnerns sowie auf der Fiktion einer kanonisierten Familiengeschichte.« (Welzer et al., S. 21) Diese Studie arbeitet mit Familien, in denen über diese Vergangenheit »gesprochen werden kann und gesprochen wird« (ebd., S. 15).¹⁰ Anders als beim Rosenthal-Ansatz geht es dem Welzer-Team nicht um die »Tiefendimension von Latenzinhalten der Vergangenheit« (ebd., S. 11), sondern vielmehr um das (kommunizierte) Geschichtsbewusstsein¹¹

der unterschiedlichen familialen Generationen, das im Spannungsfeld zwischen dem ›Familienalbum‹ und dem ›Lexikon‹ des offiziellen Geschichtsbildes ausgelotet wird.

Im Familienleben, das eine soziale Praxis darstellt, verdichten sich die gesellschaftlichen Diskurse (vgl. Kreher & Vierzigmann, 1997). Zur individuellen und gemeinsamen Verfertigung der Familiengeschichte und des Selbstverständnisses gehören im deutschen Untersuchungsteil die jeweiligen gesellschaftspolitischen Kontexte/Diskurse der ost- und westdeutschen Erinnerungskultur.¹² Die historischen Brüche in Deutschland verlangten biografische und familiale Neuorientierungen, in beiden deutschen Nachfolgestaaten mit unterschiedlichen ideologischen Anpassungen. Die Wende brachte einen neuen Schub an ›Vergangenheitsaufarbeitung‹ mit sich. Öffentliche Diskurse, ausgelöst durch Bücher wie z. B. Goldhagen (1996), politische Skandale durch Tabubrüche von Politikern oder Spielfilme wie Schindlers Liste, Doku-Soaps von Guido Knopp etc. können als Katalysatoren für familiäre Dialoge zur Familienvergangenheit dienen.

Die biografisch erworbenen Handlungs-, Interaktions- und Einstellungsmuster lassen sich aus dem familiengeschichtlichen Kontext in Verbindung mit den öffentlichen und medialen Erinnerungsdiskursen begreifen. Bewusst oder unbewusst zurückgehaltene Informationen sind angstbesetzte Themen, die das Familienklima beeinflussen und auf die Persönlichkeitsentwicklung der jeweiligen Kindergeneration wirken (vgl. u. a. Boszormenyi-Nagy & Spark, 1991; Ehlert, 1996). Zwar vermittelt die öffentliche Erinnerungs-

kultur – besonders den nachfolgenden Generationen – einen normativen und moralischen Anspruch, sich mit der deutschen Vergangenheit zu beschäftigen, denn niemand möchte mit einem ›Tätervolk‹ identifiziert werden. Jedoch entsteht durch Gleichgültigkeit oder Verdrängung auch eine Beliebigkeit in der Konfrontation mit der NS-Geschichte. Das Sich-nicht-erinnern-Müssen an die NS-Vergangenheit hat auch zu tun mit einer Dominanzkultur, in der es keine Notwendigkeit gibt, sich mit den NS-Verbrechen auseinanderzusetzen. So fragt auch die Studie von Schneider (2004), was es bedeutet, »wenn Opfer überhaupt nicht erwähnt, deklassiert, noch immer mit Vorurteilen wahrgenommen oder zu Statisten auf Bildern und in Filmen werden, die nicht erschrecken, sondern faszinieren« (ebd., S. 268). Ohne Aneignung der ›negativen‹ Familiengeschichte bleiben aber auch die Erfahrungen der Opferfamilien abstrakt bzw. unverbunden mit der eigenen Familiengeschichte, die meist teilhatte an der Verfügungsgewalt über die definierten Opfergruppen. Die Dichotomisierung der Gesellschaft in ein ›Wir‹ und die ›Anderen‹ bleibt somit auch in den nachfolgenden Generationen weiter bestehen.¹³ Die Kinder und Enkel der ehemals verfolgten Gruppen haben ein ›anderes‹ Erbe, eine ›andere‹ Erinnerung und daraus folgend ›andere‹ Wahrnehmungs- und Deutungsmuster.

Ergebnisse aus der Untersuchung

Forschungsleitend war die Frage, wie die Großelterngeneration ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozia-

lismus an die nachfolgenden Generationen weiter tradiert und inwiefern die Biografien der Eltern- und Kindergeneration davon mitbestimmt werden.

Als zentral erweist sich dabei die Tradierungsebene der (nicht-)kommunizierten Geschichten: die latenten Delegationen bzw. Familienaufträge, die die Weitergabe unbewusster Handlungsweisen als transgenerationellen Interaktionsprozess beinhalten. Diese Familienaufträge sind intergenerationelle Übertragungen, die unbewusst biografische Handlungsweisen aus dem ›Familienprogramm‹ erzeugen. Sie können auch Generationen ›überspringen‹, wirken latent weiter und werden dann von nachfolgenden Generationen bearbeitet (vgl. z. B. Stierlin, 1982). Ein Familienauftrag muss nicht zwangsläufig unbewusst sein, sondern kann auch als solcher von Familienmitgliedern benannt werden.

Die These lautet, dass ein Wissen¹⁴ über die Familiengeschichte im Nationalsozialismus mit jeder folgenden Generation weiter abnimmt, aber die Familienaufträge, die im Zusammenhang mit der Bearbeitungsweise der NS-Vergangenheit stehen, um so wirkungsvoller bleiben.

Unabhängig davon, ob sich einzelne Familienmitglieder im Nationalsozialismus oppositionell verhielten oder ob sie Funktionsträger waren, gab es in allen Familien konkrete ›Berührungen‹ mit dem Verfolgungs- und Vernichtungskontext. Das legen die Auswertungen der lebensgeschichtlichen Interviews mit der ersten Generation nahe.¹⁵ Die nachfolgenden Generationen haben meist kein Wissen mehr über den Zusammenhang zwischen ›großer Geschichte‹ und ihrer

eigenen ›privaten‹ Familiengeschichte.

Die heiklen Berührungen oder Involviertheiten werden intergenerationell nicht oder nur in entkontextualisierten Bruchstücken kommuniziert. So tauchen in den Narrationen der nachfolgenden Generationen vor allem Vermutungen bzw. Fragmente über die Familiengeschichte auf. Die einzelnen Familienmitglieder sind dabei in spezifische familiäre Loyalitätsstrukturen eingebunden, die mit Sprech- und Fragetabus sowie mit Familiengeheimnissen einhergehen. Dies bedeutet, dass die nachfolgenden Generationen aktiv an der jeweiligen Konstruktion einer Familiengeschichte und somit auch an den unterschiedlichsten Normalisierungsstrategien, die mit einer Entpolitisierung der eigenen NS-Vergangenheit zur Folge haben, mitwirken. Dabei sind Erinnerungen und Erzählungen in geschlechtsspezifische Inhalte und Formen verwoben. Zwischen Müttern und Töchtern sowie Vätern und Söhnen verlaufen spezifische Identifikations-, Projektions- und Abgrenzungsverhältnisse.¹⁶

So werden beispielsweise die Selbstdeutungen der Frauen im Nationalsozialismus als passiv oder naiv, von ihren Enkelinnen und Enkeln oft unhinterfragt übernommen: Die (potenziellen) aktiven Rollen der Frauen als Denunziantinnen, Trägerinnen der NS-Ideologie oder Profiteurinnen in der ›Volksgemeinschaft‹ bleiben ausgeblendet:

»Meine Oma war ja außen vor, weil wenn, dann waren es ihre Geschwister oder Brüder, aber sie selber war ja dann doch nicht so direkt betroffen, eher als eine sogenannte Mitläuferin.«

Ordnet die Enkelin ihre Großmutter zunächst dem ›Handlungskollektiv‹ der damaligen ›Volksgemeinschaft‹ zu, so lässt sie sie mit der Figur der ›Naiven‹ zuletzt doch wieder als weitgehend unbeteiligt an nationalsozialistischem Unrecht erscheinen und spricht nicht mehr von ihr als Einzelner. Vielmehr lässt sie ihre Großmutter in einem diffusen Kollektiv verschwinden, das als passiv, als nicht handlungsfähig und damit eher als Opfer denn als an den NS-Verbrechen beteiligt imaginiert wird:

»Ja was hätten sie denn tun sollen, kannst du's wirklich verlangen, dass die sich alle hätten anders verhalten sollen.«

Dabei war die Großmutter nicht nur mit einem aufsteigenden NS-Funktionsträger verheiratet, einem SA-Mitglied und SS-Scharführer, sondern sie arbeitete von 1930 bis 1937 selbst in einer Regierungsbehörde, zuständig für die Beamtenbesoldung und eingebunden sowohl in die Nürnberger Gesetze 1935 also auch in die ›Arisierungen‹.

Die sich aus der jeweiligen Tradierung der spezifischen NS-Vergangenheit der Familie ergebenden Familienaufträge stehen auch in einem geschlechtsspezifischen Kontext und hängen sowohl mit dem jeweiligen sozialen Milieu als auch mit der Art und Weise der innerfamiliären Kommunikation über die Familiengeschichte zusammen. Kaum aufgearbeitete familiäre Schicksals- und Opferkonstruktionen haben besonders in der dritten Generation emotionale wie auch kognitive Verunsicherungen und Leerstellen produziert, auf die reagiert wird. Dieses Ausagieren von biografischen Handlungsmustern aus der jeweiligen Familiengeschichte

te vollzieht sich bei den Männern im Untersuchungssample – nach innen – in Auseinandersetzung mit den Berufen ihrer Väter bzw. Großväter oder – nach außen – auf aggressive gewalttätige Weise und ebenfalls milieuspezifisch unterschiedlich.

So entlastet ein 1970 geborener Enkel seinen Großvater, einen Pfarrer, indem er ihm eine Neutralität als Immunität im Nationalsozialismus zuweist, obwohl es Verstrickungen mit dem NS-System gab. Er sei ab 1934 in die Lage gekommen, sich

»neutral, ganz und gar neutral verhalten zu müssen«.

Die interessante Frage, ob man als Pfarrer in dieser Diktatur wirklich ›neutral‹ sein kann oder ein System auf vielfältige Weise mitträgt, ohne potenzielle Handlungsspielräume auszuloten, wird vom Enkelsohn nicht diskutiert. Die Loyalität zum Großvater ist so groß, dass der Enkel den NS-Staat als eine große abstrakte Übermacht konstruiert, in dem die

»Zwänge so groß sind, dass man sich eigentlich fragt, wie so da überhaupt Leute widerstanden haben«.

Dem Enkel ist es als Theologiestudent und künftigem Pfarrer wichtig, die Kirche als einen verantwortlichen Teil der Gesellschaft zu verstehen, die sich als Institution einmischt und gesellschaftspolitisch Stellung bezieht.

In einer anderen – ostdeutschen – Familie dominieren Flucht- und Stigmatisierungserfahrungen und damit einhergehend Frage- und Sprechetabus. Die Wende und das gewalttätige rechte Klima im neu vereinten Land nimmt die dritte Generation, ein Enkelsohn, zum Anlass, um zunächst drei Jahre lang in einer rechtsextremen Orientierung zu agieren und anschlie-

ßend eine linksextreme Identität als ›Antifaschist‹ anzunehmen. Beide Phasen finden ihren Abschluss durch Gewalterlebnisse, die man als Grenzerfahrungen verstehen kann. Durch die großen (emotionalen) Leerstellen und Fragetabus in der Familiengeschichte existierten Ohnmachtsgefühle, die über extreme Orientierungen und Aggressionen ausagiert wurden. Dahinter verbergen sich meines Erachtens auch intergenerationell verborgene Einstellungs- und Handlungspotenziale, die aus familial unverarbeiteter Gewalt- und Leiderfahrung resultieren.

Das von der Erlebnisgeneration nur fragmentarisch Erzählte bzw. ebenso das Versäumnis der dritten Generation, nicht mehr nachgefragt zu haben, kann ganz konkrete Möglichkeiten des Zusammentreffens von ›privater‹ und ›öffentlicher‹ Geschichte verhindern. So besuchte eine 1970 geborene Enkelin zwei Mal die Gedenkstätte Sachsenhausen (zur DDR-Zeit):

»Natürlich mussten wir uns das angucken, wie grausam die Faschisten waren, aber selbstverständlich.«

Sie äußert sich distanziert und kommentiert diese Besuche mit »ziemlich albern und doof«. Dass der Vater ihrer Großmutter als Schutzpolizist Menschen in diesem Konzentrationslager abliefern, scheint sie nicht zu wissen.¹⁷ Der Gedenkstättenbesuch hätte sicherlich eine ganz andere Bedeutung für die Enkelin bekommen können, wenn es familiäre Gespräche über die Ergebnisse des Urgroßvaters gegeben hätte. So bleibt die staatlich vermittelte Geschichte des Faschismus eine fremde, mit der man selber und schon gar nicht die Familie etwas zu tun hat.

Schlusswort

Manifeste wie auch latente Tradierungen haben eine Bedeutung für die biografischen Handlungsweisen der nachfolgenden Generationen. Entscheidend ist, dass Form und Inhalt der manifest tradierten Familiengeschichte die Art und Weise der Familienaufträge und die der Aneignung der öffentlichen und offiziellen Geschichtserinnerung in den nachfolgenden Generationen bestimmt.

Unabhängig von den geschlechtlich unterschiedlichen (latenten und bewussten) Bearbeitungsformen des familiären Erbes können die blinden Flecken in der Familiengeschichte als vielfach verpasste Chance im intergenerationellen Dialog interpretiert werden. Ein offensiverer und transparenter Umgang mit der Familiengeschichte würde Sensibilisieren und einen offeneren Zugang nicht nur zur NS-Geschichte, sondern auch zu den Opfergruppen ermöglichen.

Auch wenn die nationalen Erinnerungskulturen einen machtvollen Faktor für die individuelle Aneignung und Deutung der Vergangenheit darstellen, sind die frühen Erfahrungen, Bilder, gefühlten Realitäten und nicht erzählten Geschichten der Großeltern bzw. Eltern entscheidend für die Art und Weise der späteren Auseinandersetzung von Töchtern und Söhnen mit dieser NS-Vergangenheit.

Anmerkungen

- Das Team von Harald Welzer, das sich ebenfalls mit der intergenerationellen Tradierung der NS-Vergangenheit befasste, untersuchte Familien, in denen über die familiengeschichtliche NS-Zeit kommuniziert wurde.
- Die Begriffe ›erste Generation‹ für die Opfer bzw. Überlebenden und ›zweite‹ und ›dritte Generation‹ für die nachkommenden Generationen stammen aus der Traumaforschung zu jüdischen Verfolgten. Im vorliegenden Artikel werden für die Generationenfolge innerhalb der deutschen Mehrheitsgesellschaft ebenfalls diese Termini verwendet, jedoch ohne damit Gleichsetzungen zwischen Op-

fer- und Täter- bzw. Mittäterseite Vorschub zu leisten. Vgl. dazu die kritischen Diskussionen um diese Begrifflichkeiten für die deutsche Mehrheitsgesellschaft u.a. in: Villingster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus, 2004.

- In der Biografieforschung gibt es neben den zahlreichen Analysen zu den Täter- und Mittätergenerationen (vgl. u.a. Rosenthal, 1986; 1987; 1990; Bude, 1987) inzwischen auch Arbeiten zu Einzeltätern sowie kollektivbiografische Zugänge zu spezifischen Tätergruppen (siehe u.a. Browning, 1992; Herbert, 1996; Orth, 2000; Paul, 2002; Wildt, 2002).
- Die Debatten um NS-Geschichte, Erinnerung und Gedächtnis sind vielfältig, siehe dazu u.a. Kramer, 2000; Knigge & Frei, 2002; Welzer, 2002; König, 2003; Uhl, 2003; Frei, 2005.
- Der Generationenbegriff, als Erfahrungs- und Handlungsbegriff, wird hier als genealogisch-familialer verwendet. Das heißt, die als erste, zweite und dritte Generation bezeichneten Familienmitglieder beziehen sich auf die Großeltern-, Eltern- und Enkelgeneration und nicht auf statische Kohortenmodelle.
- Vgl. dazu u.a. Westernhagen, 1987; Sichovsky, 1987; Giordano, 1987; Bauriedl, 1988; Heimannsberg & Schmidt, 1992; Müller-Hohagen, 1988; Eckstaedt, 1989; Gravenhorst & Tatschmurat, 1990; Bar-On, 1989/1993; Rottgart, 1993; Hauer, 1994; Roberts, 1994; Bergmann et al., 1998.
- Vgl. dazu u.a. Massing & Beushausen, 1986; Bohleber, 1990; Brendler & Rexilius, 1991; Ritscher, 2001. Diese sozialpsychologischen und sozialtherapeutischen Beiträge wie auch die empirischen Mehrgenerationenstudien von Bar-On (1995) und Rosenthal (1997) sind fokussiert auf Täterfamilien und den Umgang mit dem Holocaust – zum Teil im Vergleich zu den Opferfamilien. Andere Arbeiten befassen sich hauptsächlich mit der dritten Generation israelischer und amerikanischer Juden und Deutscher und ihrer belasteten familialen Vergangenheit (siehe u.a. Krondorfer, 1995; Bar-On et al., 1997). Die Arbeit von Schneider (2004) untersucht aus psychoanalytischer Perspektive die dritte Generation Ost- und Westdeutscher im Kontext der Eltern- bzw. Großelterngeneration.
- Der jeweilige historische Kontext der analysierten Familien und die öffentlichen Diskurse über die Shoah in ihren jeweiligen Herkunftsländern Israel, DDR und Bundesrepublik werden dabei ins Verhältnis mit den familienbiografischen Verläufen gesetzt.
- Dieser auf Maurice Halbwachs zurückgehende Begriff des »Familiengedächtnisses« ist kein starres Gebilde, sondern impliziert Bedeutungsverschiebungen, die die nachfolgenden Generationen vornehmen, doch setzt dies Kommunikation über die NS-Zeit voraus, die es in vielen Familien gar nicht oder nur sehr fragmentarisch gibt.
- Aus diesem Forschungsprojekt »Tradierung von Geschichtsbewusstsein« von Harald Welzer an der Universität Hannover sind weitere Arbeiten entstanden: Sabine Moller (2003) untersucht die familiäre Geschichtstradierung in Ostdeutschland, Olaf Jensen (2004) die allgemeinen Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Zeit.
- Geschichtsbewusstsein wird nach Rüsen (1987) und Jeismann (1979) definiert als Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive. Auch Leonhard (2002) untersucht in einer Drei-Generationen-Studie aufbauend auf diesem Konzept die Entwicklung von Politik- und Geschichtsbewusstsein in der Generationenfolge.
- Zum öffentlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR und der Bundesrepublik vgl. u.a. Kohlstruck, 1997, S. 39-74; Leonhard, 2002, S. 80-111; Moller, 2003, die auf unterschiedliche Weise auch das Spannungsverhältnis von öffentlicher und privater Geschichtserinnerung analysieren und diskutieren.

- 13 Für die Ursachen des Rechtsextremismus beispielsweise wird in der Forschung, bis auf wenige Ausnahmen (wie Inowlocki, 2000; Köttig, 2004), die familiengeschichtliche Herkunft der Jugendlichen und Erwachsenen kaum berücksichtigt. Auch in den gegenwärtigen Debatten über Rechtsextremismus in Deutschland wird die Bedeutung der emotionalen Tradierung von Geschichte kaum erkannt.
- 14 Mit »Wissen« ist hier die manifeste Ebene des Kommunizierens gemeint.
- 15 Die Drei-Generationen-Familien umfassen die Großeltern (1. Generation): Jahrgänge 1901-1926; Eltern (2. Generation): Jahrgänge 1931-1952; Kinder (3. Generation): Jahrgänge 1964-1978.
- 16 Zur Problematik von Weitergaben im geschlechtsspezifischen Kontext vgl. Wachsmuth, im Druck, b.
- 17 Die Großmutter erzählte mir, dass ihr Vater, seit 1932 Parteimitglied, im Krieg als Polizist u.a. auch einen Häftling in das KZ Sachsenhausen bringen musste.

Literatur

- Assmann, J. (1988). Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In J. Assmann & T. Hölscher (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis* (S.9-19). Frankfurt: Suhrkamp.
- Bajohr, F. (2001). *Parvenüs und Profiteure. Korruption in der NS-Zeit*. Frankfurt: Fischer.
- Bar-On, D. (1993). *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*. Frankfurt: Campus. (Amer. Original erschienen 1989.)
- Bar-On, D. (1995). *Fear and Hope: Three Generations of the Holocaust*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Bar-On, D., Brendler, K. & Hare, A. P. (Eds.) (1997). *»Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln...«. Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust*. Frankfurt: Campus.
- Bauriedl, T. (1988). *Die Wiederkehr des Verdrängten. Psychoanalyse, Politik und der Einzelne*. München: Piper.
- Benz, W. (1987). Die Abwehr der Vergangenheit. Ein Problem nur für Historiker und Moralisten? In D. Diner (Hrsg.), *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit* (S.17-33). Frankfurt: Fischer.
- Bergmann, M. S., Jucovy, M. E. & Kestenber, J. S. (Hrsg.) (1998). *Kinder der Opfer. Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*. Frankfurt: Fischer.
- Bohleber, W. (1990). Das Fortwirken des Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Generation. *Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart*, 7, 70-83.
- Boszormenyi-Nagy, I. & Spark, G. (1991). *Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brendler, K. & Rexilius, G. (Hrsg.) (1991). *Drei Generationen im Schatten der Vergangenheit. Beiträge zum internationalen Forschungskolloquium Lernen und Pseudo-Lernen in der Aufarbeitung des Holocaust*. Wuppertal: Bergische Universität-GHS.
- Browning, C. R. (1992). *Ordinary men. Reserve Police Battalion 101 and the final solution in Poland*. New York: Harper Collins.
- Bude, H. (1987). *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flak-helfer-Generation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Diner, D. (1987). Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus. In D. Diner (Hrsg.), *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit* (S.62-73). Frankfurt: Fischer.
- Eckstaedt, A. (1989). Nationalsozialismus in der »zweiten Generation«. *Psychologie von Hörigkeitsverhältnissen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ehlert, M. (1996). *Das Phänomen der generationenübergreifenden Übertragung von Familiengeheimnissen. Erklärungsversuche aus psychoanalytischer und systemischer Sicht*. Unverföentlichte Diplomarbeit. Fachbereich für Erziehungswissenschaften und Psychologie, Freie Universität Berlin.
- Frei, N. (2005). *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen*. München: Beck.
- Giordano, R. (1987). *Die zweite Schuld. Oder von der Last Deutscher zu sein*. Hamburg: Rasch & Röhrig.
- Goldhagen, D. (1996). *Hitlers willige Vollstrecker*. Berlin: Siedler.
- Gravenhorst, L. & Tatschmurat, C. (Hrsg.) (1990). *Töchterfragen – NS-Frauengeschichte*. Freiburg: Kore.
- Hauer, N. (1994). *Die Mitläufer oder die Unfähigkeit zu fragen. Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Demokratie von heute*. Opladen: Leske + Budrich.
- Heimannsberg, B. & Schmidt, C. J. (Hrsg.) (1992). *Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie* (neue, erw. Aufl.). Köln: EHP Edition Humanistische Psychologie.
- Herbert, U. (1996). *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft*. Berlin: Dietz.
- Inowlocki, L. (2000). Sich in die Geschichte hineinreden. Biographische Fallanalysen rechts-extremer Gruppenzugehörigkeit. Frankfurt: Cooperative-Verlag.
- Jeismann, K.-E. (1979). Geschichtsbewusstsein. In K. Bergmann, A. Kuhn & J. Rüsen (Hrsg.), *Handbuch der Geschichtsdidaktik. Bd. 1* (S.42-45). Düsseldorf: Seelze-Velber.
- Jensen, O. (2004). *Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien*. Tübingen: Diskord.
- Knigge, V. & Frei, N. (Hrsg.) (2002). *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*. München: Beck.
- Kohlstruck, M. (1997). *Zwischen Erinnerung und Geschichte. Der Nationalsozialismus und die jungen Deutschen*. Berlin: Metropol.
- König, H. (2003). *Die Zukunft der Vergangenheit. Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Bundesrepublik*. Frankfurt: Fischer.
- Köttig, M. (2004). *Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik*. Gießen: Psychosozial.
- Kramer, H. (2000). *Die Gegenwart der NS-Vergangenheit*. Berlin: Philo.
- Kreher, S. & Vierzigmann, G. (1997). Der alltägliche Prozess der transgenerationalen Bedeutungskonstruktion. Eine interdisziplinäre Annäherung. *BIOS*, 10, 246-275.
- Krondorfer, B. (1995). *Remembrance and reconciliation. Encounters between young Jews and Germans*. New Haven: Yale University Press.
- Leonhard, N. (2002). *Politik- und Geschichtsbewusstsein im Wandel. Die politische Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit im Verlauf von drei Generationen in Ost- und Westdeutschland*. Münster: Lit.
- Massing, A. & Beushausen, U. (1986). »Bis ins dritte und vierte Glied«. Auswirkungen des Nationalsozialismus in den Familien. *Psycho-sozial*, 9 (24), 27-42.
- Mitscherlich, A. & Mitscherlich, M. (1967). *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Handelns*. München: Piper.
- Moller, S. (2003). *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familien-erinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland*. Tübingen: Diskord.
- Müller-Hohagen, J. (1988). *Verleugnet, verdrängt, verschwiegen – die seelischen Auswirkungen der Nazizeit*. München: Kösel.
- Orth, K. (2000). *Die Konzentrationslager-SS. Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien*. Göttingen: Wallstein.
- Paul, G. (Hrsg.) (2002). *Die Täter der Shoah. Fanatische Nationalsozialisten oder ganz normale Deutsche?* Göttingen: Wallstein. (Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte. 2.)
- Rakoff, V., Sigal, J. J. & Epstein, N. B. (1966). Children and Families of Concentration Camp Survivors. *Canada's Mental Health*, 14, 24-26.
- Ritscher, W. (2001). Familien der Opfer und Täter/innen des Nationalsozialismus: eine Drei-Generationen-Perspektive. *Kontext*, 32 (2), 108-129.
- Roberts, U. (1994). *Starke Mütter – ferne Väter. Töchter reflektieren ihre Kindheit im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit*. Frankfurt: Fischer.
- Rosenthal, G. (Hrsg.) (1986). *Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung*. Essen: Blaue Eule.
- Rosenthal, G. (1987). *»Wenn alles in Scherben fällt...«. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration*. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenthal, G. (Hrsg.) (1990). *»Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun...«. Zur Gegenwärtigkeit des »Dritten Reiches« in erzählten Lebensgeschichten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosenthal, G. (Hrsg.) (1997). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Psychosozial.
- Rottgardt, E. (1993). *Elternhörigkeit. Nationalsozialismus in der Generation danach*. Hamburg: Kovac.
- Rüsen, J. (1987). The Didactics of History in West Germany: Towards a New Self Awareness of Historical Studies. *History and Theory*, 26, 275-286.
- Schneider, C. (2004). *Abschied von der Vergangenheit? Umgangsweisen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der dritten Generation in Ost- und Westdeutschland*. München: Meidenbauer. (Forum Deutsche Geschichte. 3.)
- Sichrovsky, P. (1987). *Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Stierlin, H. (1982). *Delegation und Familie. Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Traverso, E. (2000). *Auschwitz denken. Die Intellektuellen und die Shoah*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Trossmann, B. (1968). Adolescent Children of Concentration Camp Survivors. *Canadian Psychiatric Association*, 12, 121-123.
- Uhl, H. (Hrsg.) (2003). *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*. Innsbruck: Studien-Verlag. (Gedächtnis – Erinnerung – Identität. 3.)
- Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus (Hrsg.) (2004). *Das Unbehagen in der »dritten Generation«. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus*. Münster: Lit. (Villigst-Profile. 3.)
- Wachsmuth, I. (im Druck, a). *NS-Vergangenheit in Ost und West. Tradierungsweisen in drei Generationen*. Berlin: Metropol.
- Wachsmuth, I. (im Druck, b). Tradierungsweisen von Geschlechterbildern. Der Umgang mit familiengeschichtlichen Verstrickungen in den Nationalsozialismus. In E. Frietsch & C. Herkommer (Hrsg.) (im Druck), *Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, »Rasse« und Sexualität im »Dritten Reich« und nach 1945*. Berlin: Transcript.
- Welzer, H. (2002). *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München: Beck.
- Welzer, H., Moller, S. & Tschugnall, K. (2002). *»Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt: Fischer.
- Westernhager, D. (1987). *Die Kinder der Täter. Das Dritte Reich und die Generation danach*. München: Kösel.
- Wildt, M. (2002). *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg: Hamburger Edition.

Erinnerungskultur in Deutschland

Eine kritische Reflexion des Umgangs mit der Vergangenheit in der historisch-politischen Bildung

Bianca Ely

Erinnerungen und Geschichtsbewusstsein in Deutschland

Erinnerungen an die nationalsozialistische Vergangenheit sind in Deutschland gegenwärtig und im Spannungsfeld von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu verstehen. Sie sind kollektive Prozesse, durch die historische Ereignisse als kollektive Erfahrungen an nachfolgende Generationen tradiert werden. Damit sind sie wesentlicher Bestandteil kollektiver Identitäten und formen das historische Bewusstsein einer Gesellschaft. Darüber hinaus sind Erinnerungen im Spannungsfeld von Passivität und Aktivität zu betrachten: Wenngleich die Konstruktion von Erinnerungsdiskursen in ihrer Funktionalität, d. h. unter dem Aspekt von Bedürfnislagen und Möglichkeiten der aktuellen Gegenwart von Menschen zu verstehen ist, spielen ebenfalls Aspekte der Unfreiwilligkeit und Unverfügbarkeit im Umgang mit der Vergangenheit eine Rolle (vgl. Assmann, 2006, S. 16).

Heranwachsende in Deutschland sind gefordert, sich mit Erinnerungen an den Holocaust auseinanderzusetzen und diese als Teil des politischen Gedächtnisses (vgl. Assmann, 2006) jenes Landes, in dem sie aufwachsen sind, in ihr Selbst zu integrieren. Nicht selten schwingt mit der Frage danach, wie die Vergangenheit *bewältigt* werden kann, der Wunsch mit, die Geschichte un-

geschehen zu machen oder zumindest die Erinnerung an sie aus dem Blickfeld verschwinden zu lassen. Diese Form der Abwehr mag auf individueller Ebene für Einzelne erstrebenswert wirken, ein derartiges Abstreifen der Erinnerung auf kollektiver Ebene, d. h. in Hinblick auf das politische Gedächtnis Deutschlands, erscheint jedoch relativ unwahrscheinlich. Daher stellt sich vielmehr die konstruktiv gewendete Frage danach, wie die Erinnerungen an die Vergangenheit aussehnen sollen und welche Implikationen für Gegenwart und Zukunft ihnen anhaften.

Die historisch-politische Bildungsarbeit ist fester Bestandteil des Erinnerungsdiskurses. Im Unterricht, in Seminaren, Workshops und anderen Bildungsveranstaltungen werden Themen aufgegriffen, die direkt oder indirekt mit der nationalsozialistischen Vergangenheit verbunden sind. Damit leistet die historisch-politische Bildungsarbeit eigene Beiträge in der Ausformung und im Aufrechterhalten von vergegenwärtigten Erinnerungen. In diesem Beitrag sollen zunächst aktuelle Formen der Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in ihrer historischen Entwicklung skizziert werden. Im Weiteren werden aktuelle Herausforderungen an die historisch-politische Bildungsarbeit erarbeitet. Zentral soll es dabei um die Frage gehen, welche Themenschwerpunkte und inhaltlichen Zugänge in der

Beschäftigung mit der Vergangenheit im Kontext der historisch-politischen Bildungsarbeit geeignet erscheinen. Dabei möchte ich mich zugunsten pädagogischer Angebote aussprechen, die eigene Selbst- und Fremdbilder, familienbiografische Verwicklungen und empfundene moralische Verbindlichkeiten aufgreifen und so direkt persönliche und gegenwärtige Bezüge zur erinnerten Vergangenheit herstellen.

Erinnerungsdiskurse in Ost und West

Nach der Gründung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten bildeten sich zunächst unterschiedliche, geradezu konträre Geschichtserzählungen bezüglich der NS-Vergangenheit heraus. Damit entwickelte sich in beiden deutschen Staaten zwischen 1949 und 1989 ein je unterschiedliches Geschichtsbewusstsein, das nicht nur darauf abzielte, sich vom nationalsozialistischen Deutschland abzugrenzen, sondern auch vom jeweils anderen deutschen Staat (vgl. Fulbrook, 1999). Getragen von einer parteioffiziellen Erzählung vom Sieg des antifaschistischen Widerstandes über das nationalsozialistische Regime des Dritten Reiches konnte sich die DDR gegen jede Form der Schuldzuweisung am Nationalsozialismus und eine sich daraus ableitende Verantwortung stets verwahren (vgl. Hammerstein, 2007, S. 25). Biografische Stationen anti-

faschistischer Widerstandskämpfer, die später zur Führungselite der frühen DDR aufsteigen konnten, wurden diskursiv auf die breite Gesamtheit der DDR-Bürger übertragen. Dies hatte nicht nur zur Folge, dass sich in Abgrenzung zur BRD ein Bild des moralisch besseren Deutschlands manifestierte, die Bevölkerung der DDR wurde zudem auch von einer Auseinandersetzung mit ihrer persönlichen und kollektiven Verwickeltheit in die Geschehnisse des Dritten Reiches und mit den Verbrechen der Nationalsozialisten freigesprochen (vgl. Hammerstein, 2007, S. 26).

Geschichtswissenschaftliche Untersuchungen deuten allerdings darauf hin, dass die Bindekraft der propagierten antifaschistischen Wertevorstellungen in der DDR über die Jahre deutlich nachgelassen hat (vgl. Danyel, 2001, S. 18). Dass es dennoch (wenngleich wenig erfolgreiche) Versuche gab, den Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus weitere Perspektiven hinzuzufügen, dokumentiert Joachim Meinert (2000) in seinem selbstkritischen und sehr persönlichen Aufsatz »Geschichte eines Verbots. Warum Primo Levis Hauptwerk in der DDR nicht erscheinen durfte«. Darin schildert er, der damals als Lektor im Berliner Aufbau-Verlag mit der Veröffentlichung Primo Levis Erinnerungen an seine Zeit im Konzentrationslager beauftragt war, wie Levis Zeugnis individuellen Erlebens in den Mühlen der verordneten politischen Meinungen stecken blieb (vgl. Meinert, 2001, S. 283).

Anders verlief die Entwicklung des Erinnerungsdiskurses nach 1945 in der BRD, wo das Schweigen über Täterschaft trotz allem ähnliche Formen annahm: Als

Rechtsnachfolgerin des nationalsozialistischen Deutschlands hatte die BRD die Verantwortung für den Nationalsozialismus zu übernehmen (vgl. Hammerstein, 2007, S. 26). Entsprechenden offiziellen Erklärungen und Bekundungen von Schuld und Verantwortung des deutschen Volkes standen jedoch die privaten Erinnerungen und Familienerzählungen, in denen Geschichten der Deutschen als Opfer dominierten, diametral entgegen. Erst als in den 1960ern bis 1980ern die zweite Generation nach dem Krieg Fragen zu stellen begann, entstand ein öffentlicher Rahmen, der eine Beschäftigung mit Fragen der biografischen Schuld und persönlichen Verantwortung ermöglichte, ja geradezu einforderte. Darauf folgten eine Welle geschichtswissenschaftlicher Forschungsarbeiten zur systematischen Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus sowie einige juristische Prozesse (vgl. Assmann, 2003, S. 135).

Seit den 1980er-Jahren ist die Erinnerung an die NS-Vergangenheit und den Holocaust wesentlich durch eine Universalisierung und Globalisierung gekennzeichnet. Parallel dazu beobachtet Assmann (2003) Prozesse der Nationalisierung der Erinnerung, die beispielsweise in der Etablierung eines nationalen Gedenktages oder dem Bau des Denkmals für die ermordeten Juden Europas nahe des Regierungsviertels in Berlin-Mitte ihren Ausdruck finden. Heute gibt es in Deutschland eine erklärte und praktizierte Norm des Erinnerens an den Holocaust und Verurteilung der Verbrechen der Nationalsozialisten. Politiker und andere im öffentlichen Rampenlicht stehende Personen müssen mit Sanktionen rechnen,

wenn sie gegen diese Norm verstoßen. Darunter wird zumeist verstanden, in öffentlicher Rede als korrekt geltende Sprachregelungen zu missachten. Diese Norm jedoch bezieht sich auf das politische Gedächtnis, d. h. auf Erinnerungen mit offiziellem, öffentlichem und generalisiertem Vergangenheitsbezug und sagt bisweilen nicht viel aus über das in Familien tradierte Gedächtnis und die Konsequenzen, die sich auf individueller Ebene daraus ergeben (Assmann, 2003, S. 126).

Harald Welzer (2003) sieht die Erinnerungskultur in Deutschland charakterisiert von einer Dissonanz zwischen dem Familiengedächtnis und dem offiziellen Erinnerungsdiskurs in der Bundesrepublik (ebd., S. 101). Während in offiziellen Stellungnahmen und Politikerreden die NS-Verbrechen und die daraus für Deutschland erwachsende (jedoch selten weiter spezifizierte) historische Verantwortung kontinuierlich thematisiert werden, hat sich Welzer zufolge in der deutschen Bevölkerung das Bild gehalten, dass im sozialen Umfeld der meisten diese Verbrechen nicht stattgefunden haben. Antizipierten Einwänden der Leserschaft greift Welzer vorweg und betont, dass das Ausblenden des Gedankens, die eigenen Vorfahren könnten etwas mit den Verbrechen im Dritten Reich zu tun gehabt haben, nicht das Resultat mangelnder Schulbildung sei. Vielmehr böten seine Untersuchungen Belege für die Annahme, dass diejenigen mit höherer Schulbildung eher dazu neigten, die moralische Integrität ihrer Vorfahren mit der Vorstellung aufrechtzuerhalten, diese hätten Widerstand geleistet und sich aktiv gegen die Politik der Ausgrenzung, Verfolgung

und Vernichtung im Dritten Reich gestellt (ebd., S. 102).

Im Familiengedächtnis funktioniert dies durchaus entgegen besserem Wissen, eindrucksvoll belegt am Beispiel eines hohen SS-Offiziers, in dessen Familie sich die Geschichte des liebevollen Onkels hält, der sich von seinem Posten bei der SS aus gegen die Verbrechen gegen Juden einsetzte (vgl. Welzer, 2003). Auch Assmann (2006) beschreibt mit Verweis auf Saul Padover, dass es bereits vor dem Kriegsende 1945 eine emotionale Trennung zwischen ›den Nazis‹ und ›den Deutschen‹ gegeben hat, wobei ›die Nazis‹ immer ›die Anderen‹ waren und diese Trennung fortan als Grundlage einer Schuldabwehr fungierte. Trotz – oder besser vielleicht aufgrund – dieser emotionalen Abspaltung spielt bis heute die nationalsozialistische Vergangenheit für die Konstruktion des deutschen Selbstbildes eine zentrale Rolle. Darum soll es im folgenden Abschnitt gehen.

Selbstbild im Spiegel der vergegenwärtigten Vergangenheit

Wie der Ethnologe Jens Schneider (2001) in seiner Untersuchung zum deutschen Selbstbild feststellt, ist die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zentral für das Verhältnis zum Ausland und zu den eigenen nationalen Gefühlen (ebd., S. 196). Unausweichlich ist die Zugehörigkeit zu Deutschland

mit dem Erbe der Vergangenheit verknüpft. »Eine besondere Rolle spielt darin der Nationalsozialismus, der einen zentralen Begründungszusammenhang in allen identitätsrelevanten Kontexten seit mindestens drei Generationen darstellt – sowohl individuell als auch kollektiv« (S. 195f.). Hierbei bezieht sich Schneider treffenderweise nicht auf die Deutschen im Sinne einer ethnisch begründeten Abstammungsgemeinschaft. Vielmehr legt der Bezug zur Nation nahe, dass auch nach Deutschland Eingewanderte sowie deren Nachkommen in der Auseinandersetzung mit ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland eigene Beziehungen zur deutschen Vergangenheit herstellen.*

Bezogen auf die mehrheitsdeutsche Bevölkerung stellt Schneider fest, dass sich im familiären Umfeld bestenfalls eine Kultur des Verdrängens entwickelt hat, was den Umgang mit der NS-Täterschaft angeht (Schneider, 2001, S. 208). Ähnliches beschreibt Konrad Brendler (1997), der untersuchte, wie deutsche Schülerinnen und Schüler die nationalsozialistische Vergangenheit rezipieren und inwiefern sich diese Lernprozesse auf das aktuelle Verhalten und die Identität der Schüler auswirken. Die Ergebnisse seiner Studie sind ernüchternd: Er kommt zu dem Schluss, dass »eine konstruktive, persönlichkeitsbildende Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in Familie und Schule nur selten gelingt.« (ebd., S. 54) Ein Großteil der von ihm Befragten leide unter der Last des moralischen Versagens ihrer Vorfahren. Zugleich warnt er vor den zu erwartenden Folgen, wenn es Heranwachsenden in ihrem Sozialisationsprozess nicht gelänge, die Erinne-

rung an die NS-Vergangenheit als Teil ihrer politischen Kultur anzuerkennen: »Wird das Stigma der nationalen Identität nicht integriert, lösen die Mahnungen, legitimen Ansprüche und die Verletzbarkeiten der Opfernachkommen weiterhin den Ärger des Erinnertwerdens, aggressive Verleugnungen oder lähmende Beschämungen aus.« (ebd., S. 97) Das Spektrum abwehrbedingter Verhaltensdefizite reiche dann »vom verkrampften Umgang mit den Nachkommen der Überlebenden über ihre ungewollte Kränkung bis hin zum offenen ›Antisemitismus wegen Auschwitz‹.« (ebd.)

Vor diesem Hintergrund gewinnen Fragen nach dem Umgang mit Erinnerungen an den Nationalsozialismus besondere Bedeutung. Wie können diesbezügliche, aktuelle Fragestellungen und Dilemmata thematisch aufgegriffen werden? Welche Rolle kann dabei der historisch-politischen Bildungsarbeit zukommen?

Im Umgang mit den Erinnerungen an die nationalsozialistische Vergangenheit und mit der Verantwortung, die sich daraus für nachfolgende Generationen in Deutschland ergibt, stehen die Herausforderungen an das deutsche Selbstbild nicht selten im Zusammenhang mit dem Aushandeln moralischer Gebote und Grenzen. Da sie wesentliche Orientierungshilfe bieten, werden diese Grenzen insbesondere in der Interaktion mit Anderen deutlich. Im Kontext der Erinnerungen an den Holocaust stehen sich Deutsche und Israelis als die ›Anderen‹ gegenüber. Karen Pardo (2007) untersucht in ihrer Studie »Perceiving the Other and Dealing with Cultural Differences« beziehungs-dynamische Prozesse während eines studen-

Anmerkung

* In ihrer Studie zeigt Viola Georgi (2003), welche verschiedenen Formen Migrantenjugendliche finden, um sich vor dem Hintergrund ihrer historisch-politischen und familienbiografischen Erfahrungen mit den Themen Nationalsozialismus und Holocaust auseinanderzusetzen (vgl. hierzu auch den Beitrag von Rommelspacher, in diesem Band).

tischen deutsch-israelischen Begegnungsprogramms. Im Zentrum stehen dabei Fragen nach dem Umgang mit kulturellen Differenzen, insbesondere in Hinblick auf die partikularen Beziehungsaspekte zwischen Deutschen und Israelis, die die NS-Vergangenheit und die Vernichtung der europäischen Juden als gemeinsamen Bezugspunkt teilen. Mit dieser Studie liefert sie nicht nur interessante Hinweise darauf, inwiefern die Rahmenbedingungen solch einer interkulturellen Situation günstig dafür sind, auf individueller Ebene zur Reflexion von Einstellungs- und Wahrnehmungsmustern hinsichtlich des Geschichtsbewusstseins und der deutschen Identität zu führen. Sie spezifiziert darüber hinaus Schlüsselfragen, die für das deutsche Selbstverständnis Konfliktpotenzial in der Begegnung mit dem Anderen bergen.

Pardo beschreibt, dass während der von ihr untersuchten Begegnung auftretende Konflikte sich nicht zwischen den deutschen und den israelischen Teilnehmern abspielten. Vielmehr traten solche an die Oberfläche, die als innere Konflikte der Teilnehmenden innerhalb ihrer eigenen Gruppe bzw. als Konflikte mit den Grenzen ihrer kollektiven Identitäten beschrieben werden können. Pardo zufolge waren die deutschen TeilnehmerInnen in konfliktreichen Situationen vor allem gefordert, sich mit ihren eigenen moralischen Grenzen zu beschäftigen. Dies soll anhand eines von ihr beschriebenen Prozesses illustriert werden:

Eine Studentin beschreibt ihren inneren Konflikt, der für sie dadurch entstanden ist, dass sie sich sehr gut mit den israelischen Studierenden angefreundet hat.

Die emotionale Vertrautheit, die sie der israelischen Gruppe gegenüber empfindet, steht jedoch im Konflikt mit ihrem Bild davon, wie ihr Verhältnis zu den Israelis in angemessener Weise auszusehen hat. Sie weiß um das besondere deutsch-jüdische bzw. deutsch-israelische Verhältnis und sieht es als nicht vereinbar mit ihrer politischen Überzeugung, die ein Verdrängen oder eine Relativierung der NS-Verbrechen bzw. bereits das Nähen eines dahingehenden Verdachts verbietet, unbeschwert Freundschaften mit den israelischen Studierenden einzugehen.

Wie Pardo zeigt, verlaufen bei diesem Konflikt – anders als größtenteils von den TeilnehmerInnen selbst vermutet und wahrgenommen – die Konfliktlinien keineswegs entlang den beiden Nationengruppen (»nation groups«). Vielmehr handelt es sich um einen Konflikt, in dem sich emotionale Empfindungen und das Wissen um normative Handlungsanforderungen gegenüberstehen. Die deutsche Studentin artikuliert in dieser Situation die Angst, ihrer Verantwortung als Deutsche nicht nachzukommen; d.h. den normativen Anforderungen, die auf »ihrer Seite« gelten, nicht in genügendem Maße Rechnung zu tragen. In der Begegnung mit dem Anderen kann also diese Konfrontation mit moralischen Grenzen als Prozess verstanden werden, der auf individueller Ebene eine intensive Auseinandersetzung mit Erinnerungen, kollektiver Identität und dem eigenen Geschichtsbewusstsein ermöglicht. Nicht nur in internationalen Begegnungen können derartige Konfrontationen mit den eigenen Grenzen und moralischen Verbindlichkeiten sowie eine Reflexion von Selbst- und Fremdbildern statt-

finden. Auch die historisch-politische Bildungsarbeit bietet dafür einen geeigneten Rahmen.

Umgang mit Erinnerungen im Kontext der historisch-politischen Bildungsarbeit

Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit kennt unzählige Orte und Ausdrucksformen. Je nach Sphäre (z. B. Politik, Medien, Stammtisch, Familientreffen) findet sie vor einem spezifischen Gedächtnishorizont statt, ist entsprechenden Spielregeln unterworfen und besitzt damit eine je eigene Dynamik. Die Vermittlung der Erinnerungen befindet sich in einer Phase des Umbruchs, der durch den Wechsel der Generationen sowie durch aktuelle zeitgeschichtliche Ereignisse vorangetrieben wird. Angesichts dieses Wandels stellen sich Fragen des bildungspolitischen Umgangs mit der nationalsozialistischen Vergangenheit aktueller denn je. Entsprechend beschreiben verschiedene Organisationen oder Bildungsinitiativen die Thematik als einen zentralen Gegenstand ihrer historisch-politischen Bildungsarbeit (vgl. z. B. RAA Brandenburg, 2000; ZWST, 2007). Die Beschäftigung mit kultureller sowie nationaler Identität und der Dynamik von Selbst- und Fremdbildern stellt insbesondere für die Beschäftigung mit aktuellen Erscheinungsformen des Antisemitismus eine zentrale Thematik dar (vgl. z. B. Rensmann, 2004). Entscheidend scheint jedoch zu sein, welche Zugänge gewählt und welche Fragestellungen zum zentralen Gegenstand der Auseinandersetzung gemacht werden.

Mit dem Antisemitismusforscher Wolfgang Benz (2004) soll der Zusammenhang zwischen der Beschäftigung mit der deutschen

nationalen Identität und aktuellen Erscheinungsformen antisemitischer Einstellungen verdeutlicht werden: Er bezeichnet Phänomene der Schuldabwehr und des Ärgers über das empfundene stetige Erinnertwerden an die unliebsame Vergangenheit als wesentliche Elemente aktueller Erscheinungsformen des Antisemitismus. In seiner Begriffsbestimmung hebt Benz vor allem das Moment der Abwehr hervor: Diese als sekundärer Antisemitismus bezeichnete Erscheinungsform jüdenfeindlicher Einstellungen müsse verstanden werden als »Verteidigung und Rechtfertigung gegen befürchtete und vermutete moralische Bedrohung des Selbstwertgefühls und der nationalen Identität durch die Schatten der Vergangenheit, an die Juden sowohl durch ihre Existenz als auch durch die Forderung des Eingedenkens ... mahnen« (ebd., S.12). Im Zentrum dieses Phänomens stehen also die deutsche Identität, das deutsche Selbstbild sowie das Verhältnis zur Vergangenheit. Die Konstruktion der Juden als einer anmahnenden und homogenen Gruppe dient in diesem Zusammenhang als Projektionsfläche, was die Begrifflichkeit »*sekundärer Antisemitismus*« sogar wenig trefflich erscheinen lässt.

In der Praxis der historisch-politischen Arbeit werden jedoch die Themen Judentum und Antisemitismus häufig eng aneinander gekoppelt. Problematisch daran ist der dadurch entstehende irreleitende Eindruck, in der Auseinandersetzung mit antisemitischen Erscheinungsformen müsse man sich mit Juden und Judentum beschäftigen, wobei die nicht-jüdische Mehrheit als Unbeteiligte außerhalb der Betrachtung bleiben kann. Auf den ers-

ten Blick mag es logisch erscheinen, sich mit Juden, Judentum und jüdischer Kultur auseinanderzusetzen, um antijüdische Stereotypen und Feindbilder zu entkräften. Am Kern aktueller Erscheinungsformen des Antisemitismus, und hier vor allem in seiner sekundären Ausprägung, geht solch ein Ansatz jedoch weit vorbei. Vielmehr scheint es angemessen, die deutsch-jüdischen Verhältnisse sowie die unterschiedlichen Selbst- und Fremdbilder aufzugreifen, die im Verlauf der jahrhundertelangen gemeinsamen deutsch-jüdischen Geschichte entstanden sind und in der heutigen Auseinandersetzung hauptsächlich vor dem Hintergrund des Holocausts thematisiert werden.

Ähnliches lässt sich meiner Ansicht nach für die Beschäftigung mit dem Nahostkonflikt festhalten. Regelmäßig wird in Seminaren zum Thema Antisemitismus der Wunsch geäußert, dieses Problemfeld zu besprechen. Im Zentrum des Interesses stehen dann häufig die historischen Bedingungen des Konflikts, die unterschiedlichen Interessenslagen von Israelis und Palästinensern sowie etwaige politische Lösungsvorschläge. Weshalb jedoch beschäftigt man sich in Deutschland so stark mit diesem Konflikt? Worauf gründet die solidarische Verbundenheit mit der einen oder der anderen Konfliktpartei? Selten geht mit dem Interesse an der Beschäftigung mit dem Nahostkonflikt auch die Bereitschaft einher, sich mit Fragen nach der spezifisch deutschen Perspektive auf den Konflikt auseinanderzusetzen. Naheliegender und weniger bedrohlich erscheint offensichtlich die Perspektive als scheinbar unbeteiligter, quasi neutraler Beobachter. Direk-

te Parallelen – z.B. in Argumentationslinien, die als Täter-Opfer-Mechanismus bezeichnet werden (»Was die Israelis heute den Palästinensern antun, ist auch nicht viel besser als die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Dritten Reich.«) – veranschaulichen nicht nur, in welchem Maße aktuelle zeitgeschichtliche Ereignisse die Erinnerung an den Holocaust prägen. Die inhaltliche Verknüpfung macht darüber hinaus deutlich, dass Deutsche in ihrer Auseinandersetzung mit dem Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern keineswegs unbeteiligte Dritte sind. Historisch-politische Bildungsarbeit ist deswegen gefordert, eben diese Verstrickung thematisch aufzugreifen und mittels adäquater Methoden Projektionen und Mechanismen der Abwehr oder Verdrängung eigener kollektiver Bezüge aufzuzeigen.

Da Formen des Erinnerns vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Diskurse entstehen, muss diesen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ein bislang wenig beachtetes Themenfeld ist das Verhältnis von Erinnerungen an das nationalsozialistische Regime sowie den Holocaust und die Erinnerungen an die SED-Diktatur in der DDR, die für weite Teile der bundesdeutschen Bevölkerung von unmittelbarer Relevanz ist. Fast 20 Jahre nach dem Ende der SED-Diktatur ist die Debatte darüber, welche Formen der Erinnerungen dem vergangenen realsozialistischen Regime gerecht werden und zugleich der Verharmlosung der Diktatur entgegenwirken, längst nicht abgeschlossen (vgl. z. B. Sabrow et al., 2007). Zu diesem Themenkomplex zähle ich ebenfalls die bereits erwähnte Auseinandersetzung mit dem

›verordneten Antifaschismus‹ in der DDR und seine Folgewirkungen bis in die heutige Zeit. Fragen wie diese stellen vor allem für die Bildungsarbeit in den neuen Bundesländern eine besondere Herausforderung dar. Vor dem politischen und gesellschaftlichen Umbruch von 1989/90 dominante und allgegenwärtige Diskurse in der DDR finden heute öffentlich keine Legitimation und sind in der öffentlichen Diskussion nicht vertreten.

Im Gegenteil kann davon gesprochen werden, dass die gesellschaftliche Grundordnung der Bundesrepublik mitsamt ihrem Normen- und Wertesystem ohne jeden Prozess der Aushandlung auf das Gebiet der ehemaligen DDR ausgeweitet wurde. Dies gilt ebenfalls für den Erinnerungsdiskurs zur NS-Vergangenheit. Allerdings ist davon auszugehen, dass die Erinnerungen aus dem politischen Gedächtnis der DDR im kommunikativen Gedächtnis, d. h. in Familienerinnerungen und in Erzählungen im nahen sozialen Umfeld, weiterhin – wenn vielleicht auch in abgewandelter Form – tradiert werden. Dies erfordert von Professionellen im Feld der historisch-politischen Bildungsarbeit, sich auch mit dem Erinnerungsdiskurs in der DDR zu beschäftigen, um in der Lage zu sein, an Erinnerungen und Vorstellungen vergegenwärtigter Vergangenheit ostdeutscher AdressatInnen anknüpfen zu können. Zugleich bietet dieser thematische Zugang sowohl in den ost- als auch in den westdeutschen Bundesländern die Gelegenheit, den partikularen Charakter von Erinnerungsdiskursen und die Pluralität von Zugängen zur Vergangenheit zu verdeutlichen.

Wie beschrieben erfolgt die Beschäftigung mit diesen Fragen in vielfältigen Kontexten. Sie wird durch Kontroversen, Debatten und nicht zuletzt auch durch öffentliche Skandale vorangetrieben. Demnach besteht die Gefahr nicht im Vergessen, sondern vielmehr in der Verflachung und Verengung der Erinnerungen (vgl. Assmann, 2006, S. 246 ff.). Neben anderen ist insbesondere die historisch-politische Bildungsarbeit gefordert, diesen Tendenzen zu begegnen. Dabei scheint es aus geschichtsdidaktischer Perspektive sinnvoll, jene Formen des Umgangs mit der vergegenwärtigten Vergangenheit zu bevorzugen, die Verunsicherungen, Konflikte und Irritationen akzeptieren und in selbstreflexiver Weise Konfrontationen suchen.

Die historisch-politische Bildung ist gefordert, Brücken zur Lebensrealität der AdressatInnen herzustellen. So können beispielsweise Konfrontationen mit den Bedingungen moralischen Bewusstseins, wie im Kontext der deutsch-israelischen Begegnung beschrieben, zur persönlichen Auseinandersetzung anregen. Der Jugend- und Bildungsarbeit stehen durchaus Möglichkeiten offen, Dissonanzen zwischen privatem und öffentlichem Erinnern nicht nur zu thematisieren, sondern genau dadurch Verbindungslinien zwischen verschiedenen Erinnerungshorizonten anzubieten. Die Reflexion des Geschichtsbewusstseins und der Bedingungen kollektiver Identitäten sind wesentlicher Bestandteil des Erinnerungsdiskurses. Sie halten die Erinnerungen aufrecht und können entscheidend dazu beitragen, unterschiedliche Perspektiven auf Vergangenheiten sichtbar zu machen.

Literatur

- Assmann, A. (2003). Persönliche Erinnerung und kollektives Gedächtnis in Deutschland nach 1945. In H. Erler (Hrsg.), *Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen* (S. 126-138). Frankfurt: Campus.
- Assmann, A. (2006). *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München: Beck.
- Benz, W. (2004). *Was ist Antisemitismus?* Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. 455.)
- Brendler, K. (1997). Die NS-Geschichte als Sozialisationsfaktor und Identitätsballast der Enkelgeneration. In D. Bar-On, K. Brendler & A. P. Hare (Hrsg.), *»Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln...«. Identitätsformen deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust* (S. 53-104). Frankfurt: Campus.
- Danyel, J. (2001). DDR-Antifaschismus: Rückblick auf zehn Jahre Diskussion, offene Fragen und Forschungsperspektiven. In A. Leo & P. Reif-Spirek (Hrsg.), *Vielstimmiges Schweigen. Neue Studien zum DDR-Antifaschismus* (S. 7-19). Berlin: Metropol.
- Fulbrook, M. (1999). *German national identity after the Holocaust*. Cambridge: Polity Press.
- Georgi, V. B. (2003). *Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Hammerstein, K. (2007). Deutsche Geschichtsbilder vom Nationalsozialismus. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 3, 24-30.
- Meinert, J. (2000). Geschichte eines Verbots. Warum Primo Levis Hauptwerk in der DDR nicht erscheinen durfte. Dokumentation zum Verbot von Primo Levis Büchern ›Ist das ein Mensch?‹ und ›Atempause‹. *Sinn und Form*, 52 (2), 149-165.
- Pardo, K. (2007). *Perceiving the Other and Dealing with Cultural Differences. The Case of the German-Israeli Encounter Program ›Berlin meets Haifa‹*. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Alice Salomon Hochschule, Berlin.
- RAA Brandenburg (2000). *Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus im Unterricht. Projektvorstellung und Katalog mit Bildungsbausteinen*. Potsdam: RAA Brandenburg. (Interkulturelle Beiträge. 32.)
- Rensmann, L. (2004). Antisemitismus nach 1945. Sekundärer Antisemitismus aus Erinnerungsabwehr. In Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e.V. (Hrsg.), *Antisemitismus – ein gefährliches Erbe. Bd.1: Informationen zu Geschichte und Gegenwart. Reader für MultiplikatorInnen in der Jugend- und Bildungsarbeit* (S. 24-25). Düsseldorf: Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung.
- Sabrow, M., Eckert, R., Flacke, M., Henke, K.-D., Klier, F., Jahn, R., Krone, T., Maser, P., Poppe, U. & Rudolph, H. (Hrsg.) (2007). *Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung. 619.)
- Schneider, J. (2001). *Deutsch sein. Das Eigene, das Fremde und die Vergangenheit im Selbstbild des vereinten Deutschlands*. Dissertation. Universität Tübingen, 1999. Frankfurt: Campus.
- Welzer, H., Moller, S. & Tschuggnall, K. (2002). *Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt: Fischer-Taschenbuch-Verlag. (Fischer-Taschenbuch. 15515.) (Die Zeit des Nationalsozialismus.)
- Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. (ZWST) (2007). *Gegenstrategien zur Auseinandersetzung mit Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit. Erfahrungsbericht 2006*. Frankfurt: ZWST.

Die Vergangenheit in der Gegenwart – tiefenpsychologische Perspektiven

Stephan Marks

Der Aufsatz stellt am Beispiel des Nationalsozialismus Überlegungen zur transgenerationalen Weitergabe von Erfahrungen vor. Er basiert auf dem 1998 gegründeten Forschungsprojekt ›Geschichte und Erinnerung‹ (Marks, 2007a). Im Rahmen dieses Projekts wurden Interviews mit 43 AnhängerInnen des Nationalsozialismus geführt: mit ehemaligen engagierten Mitgliedern von HJ, BDM, NSDAP, SA, SS, Wehrmacht oder anderen NS-Organisationen, geboren zwischen 1906 und 1926.

Die Interviews wurden mit halb offenem Leitfaden zwischen 1998 und 2001 geführt und tiefenhermeneutisch ausgewertet im Hinblick auf folgende Fragen: Was bewegte die Interviewten damals, Adolf Hitler und das »Dritte Reich« zu bejahen und aktiv mitzutragen? Wie ist diese Erfahrung in den befragten Männern und Frauen heute noch emotional und kognitiv gegenwärtig? Was geschieht, wenn Angehörige dieser und der folgenden ›Generation‹ über den Nationalsozialismus kommunizieren?

Aus Mitgliedern der ersten Nachkriegsgeneration bestand das zehnköpfige interdisziplinäre Forschungsteam. In einer kleinen vergleichenden Pilotstudie (mit elf weiteren Interviews) untersuchten wir die Frage: Was geschieht, wenn Interviews mit AnhängerInnen des Nationalsozialismus durch jüngere InterviewerInnen durchgeführt werden, hier: durch Studierende des Fachs Religionspädagogik, in etwa also Angehörigen der zweiten oder drit-

ten Nachkriegsgeneration? Im Hintergrund dieser vergleichenden Studie stand folgende Überlegung: Wir, die MitarbeiterInnen des Forschungsprojekts ›Geschichte und Erinnerung‹, empfanden uns, als Angehörige der ersten Nachkriegsgeneration und ihrer traditionell antifaschistischen Haltung und Informiertheit, als kognitiv gut gewappnet gegenüber den interviewten NS-AnhängerInnen. Wie aber würde es jüngeren InterviewerInnen ergehen in Interviews mit diesen alten Männern und Frauen?

Wiederholungen

Die Ergebnisse waren alarmierend, so dass wir das Experiment mit studentischen InterviewerInnen sofort abbrechen: Zwei der elf Interviews lösten bei den studentischen InterviewerInnen Weinkrämpfe aus. Bei einem dritten Interview beobachteten wir Folgendes:

Der Interviewer, Herr S., Jahrgang 1980, war zu Beginn des Forschungsseminars, wie alle anderen Seminarteilnehmenden, dem Nationalsozialismus gegenüber ablehnend eingestellt. Nach der Einführung in das Forschungsseminar und in Interviewführung wurden die Interviews durchgeführt. In der folgenden Seminarsitzung, einige Tage später, berichteten die Studierenden von ihren Erfahrungen. Dabei schildert S. seine Begegnung mit der interviewten Frau L., Jahrgang 1910,

mit leuchtenden Augen: Zwei Stunden seien sie sich gegenübergesessen, nach vorne gebeugt, und hätten sich während des Gesprächs intensiv in die Augen geschaut. Beschwingt sei er danach durch die Straßen gegangen und hätte beschlossen, unbedingt noch einmal zu ihr gehen zu müssen, zu einem zweiten Gespräch am nächsten Tag.

S. wehrt sich gegen die Auswertung seines Gesprächs durch die Seminargruppe: »Ich möchte mir das nicht anhören, ich werde mir das nicht anhören ... Ich möchte das so in Erinnerung behalten, wie es ist, unbedarft, ohne irgendwelche Urteile oder irgendwas. Das ist mir voll wichtig, das stehen zu lassen«. Nachfrage der Seminarleitung: »Habe ich Sie richtig verstanden, wenn Sie das Auswertungsgespräch anhören würden, dann würde Ihnen etwas von dem Faszinierenden dieses Interviews zerstört werden?« S.: »Ja. Ich möchte es nicht auseinanderpflücken.« Bei der Auswertung des Interviews, das Herr S. mit Frau L. geführt hatte, zeigten sich einige auffällige Aspekte, die wir als Wiederholung interpretieren. So hatte S. etwa folgende Frage gestellt: »Haben Sie Hitler mal gesehen?« Antwort von Frau L.: »Einmal in N. Da hab' ich ihn gesehen. Er war in einem Hotel abgestiegen, am Bahnhofplatz. Und die Menge stand am Bahnhofplatz, da

erschien er am Balkon. Und es ging etwas so Faszinierendes von ihm aus, das kann man nicht beschreiben ... Diese Faszination, ich weiß nicht, ob das etwas Dämonisches war, ich – ich hab' bei mir beschlossen, diese Situation einfach nicht mehr zu analysieren, weil ich es nicht begreife. Sie glauben nicht, was man dann später aus Disziplin geschluckt hat.« Kurz darauf fragte Herr S.: »Was haben Sie gewusst, was Hitler bzw. die Partei an Zielen hatte oder an Programm?« Frau L.: »Sie müssen sich vorstellen, die Massen der Arbeitslosen, für die es keine soziale Sicherheit gab, ich weiß nicht, wovon die gelebt haben. Die war'n ausgestoßen. Da trieb sich ein haltloses Volk herum, verzweifelt – das kann man sich nicht vorstellen. Jetzt stellen Sie sich vor, da kommt jemand, verspricht Arbeit und Brot – und macht es auch wahr! – Das war, wie wenn in einen erstarrten Organismus auf einmal Blut strömt. Bis in den letzten Winkel hinein. Die Jugend hat es da, die keine Aussicht mehr sah, hat es dann am meisten gepackt. ... Und wir waren alle so verwoben.«

»Verwoben« ging offenbar auch der Interviewer S. aus dem Gespräch mit Frau L. heraus: »Ich war ganz bei der Frau«, schwärmt er. Etwas von der Faszination, die die Interviewte Jahrzehnte gegenüber Adolf Hitler empfand (»es ging etwas so Faszinierendes von ihm aus«), war offenbar noch lebendig und hatte sich in der Beziehung zwischen den Interviewpartnern wiederholt. Herr S. formulierte dies mit den Worten: »Ich war fasziniert ... Ich

war total in Bann gezogen von ihr und musste daher noch mal hin.«

Zum Faszinosum gehört die Vorstellung, wonach die Verzauberung nicht rational erklärt werden könne bzw. nicht erklärt werden soll. Zunächst bei der interviewten Frau L., die sagt: »das kann man nicht beschreiben« und: »ich hab' bei mir beschlossen, diese Situation einfach nicht mehr zu analysieren.« Später beim Interviewer S., der eine intellektuelle Analyse des Interviews abwehrt: »Ich möchte es nicht auseinanderpflücken«. Beachtenswert ist auch die Präsens-Formulierung des Interviewers (»Ich möchte das so in Erinnerung behalten, wie es ist.«) – offenbar ist das (drei Tage zurückliegende) Interview mit Frau L. für ihn noch gegenwärtig, zeitlos. Auffällig sind schließlich die biologistische Metapher des belebten Volkskörpers, die die Interviewte benutzt (»Blut strömte in einen erstarrten Organismus«), und die Belebtheit, die das Gespräch mit Frau L. beim Interviewer auslösen vermochte.

Wir interpretierten dieses Interview dahingehend, dass Erfahrungen, die die interviewte Frau L. im Nationalsozialismus gemacht hatte, in der Beziehungsdynamik mit dem Interviewer wiederholt wurden. Dies hatte zur Folge, dass der Interviewer Herr S. zunächst mit einer gewissen Faszination zurückblieb. Ähnliche Wiederholungs-Effekte sind auch bei anderen Interview-Projekten zu beobachten. Etwa bei Interviews, die von SchülerInnen einer süddeutschen Schulklasse mit einer NS-Mitläuferin geführt wurden. Dabei wurden die jungen InterviewerInnen mit den kruden Ansichten der alten Dame quasi überfrachtet: beispielsweise mit ihrer Em-

pathie für einen NS-Täter (einen SS-Mann und KZ-Aufseher), die bei ihr an die Stelle von Empathie für die Opfer trat. Diese Perspektive wurde von den Schülern übernommen und zum Abschluss des Projekts unkritisch reproduziert, ohne dass die betreuende Lehrerin diese Perspektiven-Umkehr aufgearbeitet und zurechtgerückt hätte (Marks & Mönnich-Marks, 2002). Daher ist m. E. große Vorsicht angebracht beim Begriff »Zeitzeuge«, mit dem die Erfahrungen von Überlebenden, WiderstandskämpferInnen, TäterInnen und MitläuferInnen gleichgeschaltet werden. Nicht die Wiederholungen sind das Problem (sie sind beim Thema Nationalsozialismus unvermeidlich) – problematisch ist es, wenn deren Aufarbeitung unterbleibt.

Gegenübertragungen

Auch in der Hauptphase des Forschungsprojekts »Geschichte und Erinnerung« beobachteten wir auffällige Phänomene, die nicht ignoriert werden konnten: Oft fühlten wir uns im Laufe eines Interviews verwirrt, erschöpft, passiv, überrollt, dumm, wie hypnotisiert oder »besoffen geredet«, »mundtot« gemacht, »totgeredet«. Wir schämten uns; oft konnten wir mit »dem Thema« nicht aufhören. Nicht selten tauchten nach einem Interview Alpträume auf, etwa vom Öffnen von Massengräbern oder von einem Eindringling, der die eigene Wohnung mit Blut besudelt.

Diese Reaktionen interpretierten wir als Gegenübertragungen und somit (in Anlehnung an die Ethnopschoanalyse von Devereux, 1984) als bedeutsame Quelle von Einsichten über uns selbst, über die Interviewten und über den Gegenstand der Interviews:

den Nationalsozialismus. Als Konsequenz etablierten wir für die Projekt-Hauptphase ein aufwendiges System von Peer-, Einzel- und Team-Supervision – zum einen aus Gründen der Psychohygiene, um uns zu schützen; zum anderen, um die Gegenübertragungen so umfassend wie möglich wahrzunehmen und aufzuarbeiten, da in ihnen wesentliche Informationen über den Forschungsgegenstand verborgen sind.

Darüber hinaus wurden die Interviews durch verschieden zusammengesetzte Auswertungs-Kleingruppen durchgearbeitet. Dabei griffen wir primär nicht auf die Transkripte, sondern auf den Original-Ton zurück. Der Grund dafür ist, dass wesentliche Informationen durch das Transkribieren – selbst wenn dies noch so aufwändig gemacht wird – verloren gehen (Fleißner, 2001). Jedes Interview entfaltet sich in Zeit und Raum, ist ein vierdimensionales Ereignis, das auf Papier nur unvollständig wiedergegeben werden kann. Bei unserem Projekt wären genau jene Daten verloren gegangen, die wir untersuchen wollten, denn auditive bzw. visuelle Sinnesorgane involvieren verschiedene Gehirnregionen. Nicht das Auge, sondern das Gehör ist das Sinnesorgan, das am unmittelbarsten mit den Gefühlen verbunden ist. »Die Seele hängt am Ohr«, so der Akustik-Mediziner Gerald Fleischer (1990; vgl. auch Brauns, 2004). Und das ist es ja, was wir erforschten: Die emotionale Beziehung der Interviewten zu Hitler und dem »Dritten Reich«.

Eine intensive, für uns überraschende Gegenübertragung bestand darin, dass wir, die InterviewerInnen, uns schämten. Anfangs etwa darüber, dass wir mit »diesen alten Nazis« überhaupt re-

deten – dies kam uns wie ein Ver-rat an den Opfern vor. Wir empfanden Scham, wenn wir uns von Interviewten benutzt, missbraucht, »über den Tisch gezogen« fühlten. Wenn wir dies nicht rechtzeitig bemerkten (etwa weil wir müde geredet worden waren), schämten wir uns dafür, nicht kritisch genug gewesen zu sein. Wenn wir aber aufmerksam bleiben konnten und den Interviewten mit kritischen Fragen unbequem wurden, mussten wir damit rechnen, von ihnen beschämt zu werden. Insofern war die Gegenübertragung der Scham unvermeidlich. Was aber bedeutete das für unsere Forschungsfrage? Welcher Zusammenhang zwischen Scham und Nationalsozialismus deutete sich mit dieser Gegenübertragungsreaktion an?

Scham

Was aber ist Scham? Eine literarische Beschreibung wird von Salman Rushdie (1990) vorgelegt. In seinem Roman »Scham und Schande« vergleicht der Autor Scham mit einer Flüssigkeit, die von den Eltern in die Seele des Kindes abgefüllt wird. Er schildert eine Geburt: Der Vater, Patriarch und Militarist, reagiert voller Wut auf die Nachricht, dass sein Erstgeborenes nur ein Mädchen war. Daraufhin errötet das Baby. Es wächst heran, geistig behindert und wird schließlich zur Mörderin.

Aus Sicht der Psychologie ist grundsätzlich zu unterscheiden zwischen gesunder, entwicklungs-fördernder und pathologischer oder traumatischer Scham. Erstere schützt unsere Grenzen, reguliert Zugehörigkeit und schützt unsere Integrität. Im Unterschied dazu ist traumatische Scham, um

die es nachfolgend vorwiegend geht, destruktiv: die akute oder chronische Beschädigung unseres Selbstwertgefühls; wir fühlen uns wie ein Nichts, wertlos, lebensunwert. Schamgefühle können ausgelöst werden, (1) wenn unsere Grenzen verletzt werden (v. a. durch traumatische oder kumulativ traumatische Erfahrungen); (2) wenn wir die Erwartungen der Gruppe nicht erfüllen (z. B. gilt in Deutschland traditionellerweise insbesondere »Schwäche« als schändlich, etwa Verlieren, Armut, Arbeitslosigkeit oder Schulden); (3) wenn wir die Ideale unseres Gewissens verletzen (vgl. Bruder, 1996). Darüber hinaus können wir uns für andere Menschen schämen (etwa für ein krankes Familienmitglied oder die eigene Nation) oder die Schamgefühle eines erniedrigten Menschen empathisch mitfühlen.

Aus Sicht der Entwicklungspsychologie bilden sich in der frühen Kommunikation zwischen Eltern und Kind, die vorwiegend über den Blick stattfindet, die Vorläufer von Scham aus (Wurmser, 1997). Schon Neugeborene haben ein grundlegendes Bedürfnis nach Sehen und Gesehenwerden. Der Blick der Anderen, den ein Heranwachsender erfährt, wird im Laufe der Entwicklung verinnerlicht zum Blick auf sich selbst: ob wir uns selbst lieben oder als lebensunwert verachten. Gesunde Scham kann sich entwickeln, wenn das Kind verlässlich und liebevoll gespiegelt wird und dabei seine Grenzen gewahrt werden. Andernfalls kann sich traumatische Scham entwickeln, etwa wenn die Eltern seelisch abwesend, suchtkrank, depressiv oder traumatisiert sind und daher das Kind nicht liebevoll spiegeln können. Dies kann individuelles Versa-

gen der Eltern sein – oder die Folge kulturspezifischer Erziehungspraktiken: Beispielsweise betont Johanna Haarer (zuerst erschienen 1934) in ihrem Erziehungsratgeber »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«, dass das Kleinkind handwerklich korrekt zu versorgen ist und, wenn es schreit, einen Schnuller bekommt. Wenn es dennoch schreit: »Dann, liebe Mutter, werde hart! Das Kind wird an einen stillen Ort abgeschoben, und erst zur nächsten Mahlzeit wieder vorgenommen.« (ebd., S. 176). Ein verlässliches, liebevolles Spiegeln im Auge der Eltern kann sich so nicht ereignen.

Wenn das hungrig mit den Augen suchende Kind keine liebevolle Antwort erfährt, fühlt es sich zurückgewiesen, existenziell bedroht und liebesunwert. Aus solchen frühen Erfahrungen kann sich – je nach Resilienz-Faktoren – traumatische Scham entwickeln. Umso mehr dann, wenn weitere Erfahrungen von Ohnmacht, Erniedrigung oder Missbrauch hinzukommen. Dies können individuelle Erfahrungen sein (wenn eine einzelne Person erniedrigt, vergewaltigt oder in anderer Form traumatisiert wird), aber auch kollektive Erfahrungen, etwa strukturelle Erniedrigungen (wenn eine Gruppe missachtet oder eine Gesellschaft traumatisiert wird).

Schamabwehr

Traumatische Scham bedeutet, dass erfahrene Erniedrigungen in sich selbst aufgenommen werden. Das Selbstwertgefühl ist grundlegend beeinträchtigt. Einen Fehler gemacht zu haben, wird dann erlebt als: »Ich bin ein Fehler«. Diese Scham ist mehr als die Angst vor Strafe; sie ist die Angst, psychisch vernichtet zu werden (Hult-

berg, 1987). Diese Scham ist so schmerzhaft, dass sie oft abgewehrt wird. Dies geschieht häufig durch folgende Abwehrformen:

- Emotionale Erstarrung: weil »schwache« Gefühle wie Mitgefühl oder Liebe uns angreifbar machen, werden sie hinter einer steinernen Maske verborgen und eingefroren.
- Durch Projektion werden Andere mit den Eigenschaften ausgestattet, für die man sich selber schämt (z. B. Schwäche) und mit den entsprechenden Ausdrücken beschimpft (»Schwächling«).
- Passiv zu aktiv: Andere werden beschämt, verachtet, zu Objekten gemacht, ausgeschlossen oder vernichtet, insbesondere diejenigen, die als schwach betrachtet werden. Diese Beschämung kann sich auch gegen das eigene Kind richten und dadurch transgenerational weitergegeben werden (etwa weil es »nur« ein Mädchen ist, oder wenn der Sohn nicht »männlich« genug ist).
- Durch Arroganz oder protzige Männlichkeit wird Selbstsicherheit vorgetäuscht.
- Durch negative oder zynische Äußerungen wird versucht, sich unangreifbar zu machen, keine »schwachen« Gefühle wie Hoffnung, Freude oder Solidarität zu zeigen.
- Reaktionsbildung: Schamgefühle werden hinter provokativer Schamlosigkeit versteckt. Demonstrativ wird Verachtung von Idealen zur Schau gestellt.
- Durch Gewalt wird Ohnmacht in Macht gewendet. Zum Beispiel schreibt der 18-jährige Amokläufer von Emsdetten in seinem Abschiedsbrief: »In der Schule wurde mir beigebracht, dass ich ein Verlierer bin. Ihr habt

euch über mich lustig gemacht. Nun müsst ihr dafür bezahlen!« (B., 2006)

- Menschen tun unglaubliche Dinge, um ihre verlorene Ehre wieder herzustellen: Männer duellieren sich, ziehen in den Krieg oder ermorden ihre Tochter oder Schwester (»Ehrenmorde«), wenn diese ihre »männliche Ehre« verletzt hat, z. B. indem sie den für sie bestimmten Mann nicht heiraten möchte.
- Leistung und Perfektionismus: Die Botschaft lautet etwa: »Wenn ich perfekt bin, kann mich keiner mehr beschämen. Nur wenn ich Leistung bringe, bin ich liebenswert.«
- Weitere Scham-Abwehr-Formen sind etwa Größenphantasien, Idealisierung oder Sucht.

Alle Menschen kennen Scham und auch alle Kulturen – wenn auch in verschiedenen Ausprägungen. So werden bestimmte Formen von Scham-Abwehr durch die jeweilige Kultur – etwa durch ihre Leitbilder von Männlichkeit bzw. Weiblichkeit – gefördert. In den Sozialwissenschaften wurde beobachtet, dass es Kulturen und Sub-Kulturen gibt, deren Beziehungen vorwiegend durch Scham und ihre Abwehr reguliert werden. Sie werden benutzt, um Status, Macht und Ohnmacht herzustellen. So werden die Beziehungen in dysfunktionalen Jugend-Cliquen oder Familien beherrscht durch emotionale Erstarrung, Gewalt oder eine verächtliche Sprache. Nur keine Schwäche zeigen. Weil Schamgefühle so peinigend und oft unbewusst sind, stellen sie ein Potenzial dar, das leicht zu instrumentalisieren ist – nach dem Prinzip: »beschäme und herrsche!« Das funktioniert auch in der Arbeitswelt und Politik.

Nationalsozialismus und Scham

Eines der Ergebnisse unserer Untersuchung ist die These, dass das unverarbeitete Trauma des Ersten Weltkrieges wesentlich in Form von Scham an die folgende Generation weitergegeben wurde. Dies bereitete den Boden für Nationalsozialismus, Zweiten Weltkrieg und Holocaust.

Traumatische Erfahrungen hinterlassen, wie oben ausgeführt, häufig Schamgefühle. Inwiefern der Erste Weltkrieg traumatisch für die deutsche Bevölkerung war (auf die Kriegsfolgen für andere Nationen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden), lässt sich etwa an folgenden Daten erahnen: 1918 kehrten 11 Mio. Soldaten in das Deutsche Reich zurück. Somit bestand fast die gesamte erwachsene männliche Bevölkerung aus Kriegs-Veteranen, von denen nicht alle, aber viele traumatisiert waren durch das Grauen der Grabenkämpfe, Giftgas, Todesangst und Töten (Wutka & Riedesser, 1999).

Nichts davon erzählten – den Interviews zufolge – diese Kriegs-Veteranen ihren Kindern, den jüngeren unter unseren Interviewpartnern. Vielmehr schwärmten diese Väter vom Heldentum der deutschen Soldaten und betonten die Schande des Versailler Vertrags. Beispielsweise berichtet der interviewte Herr G., geboren 1922: »Mein Vater war im Ersten Weltkrieg maßgeblich an der Front beteiligt, schwer verwundet, das hat mich bewegt. Für mich war immer Versailles ein Schlüssel, wir sind von den Eltern immer darauf aufmerksam gemacht worden. Man hat Deutschland wehr-

los gemacht, ehrlos, gedemütigt. So bin ich aufgewachsen und war dann begeistert, wie Hitler in mein Bewusstsein gedrungen ist und versprochen hat, den Deutschen wieder zu ihrer Ehre zu verhelfen. Da war ich engagiert und begeistert. Versailles hat mich immer begleitet. Da war der Drang, dem deutschen Vaterland wieder zu seinem Recht zu verhelfen. Da war für mich der Weg vorgezeichnet.«

Herr G. besucht eine Nazi-Eliteschule. Dort verfolgt er den Krieg – voller Angst, er könne zu spät kommen. Der Überfall auf die Sowjetunion wird bejubelt, weil damit klar ist, dass der Krieg lange genug dauern wird, so dass er noch mitkämpfen kann. Er meldet sich freiwillig zur Waffen-SS. Und an der Front hat Herr G. dann seine »eigentliche Erfüllung gefunden«.

Das Interview illustriert, wie die Scham-Gefühle der Väter – Veteranen des Ersten Weltkriegs – in die Seele ihrer Kinder übertragen wurden. Sie »drangen« in ihr Bewusstsein »ein«, wie Herr G. prägnant formuliert, und machten sie bereit für Hitler und das »Dritte Reich«. Die Ehre von Vater und Vaterland wieder herzustellen: dies wurde zur Lebensaufgabe dieser Kinder.

Alle Interviewten betonten die Armut, Arbeitslosigkeit und Schulden der Weimarer Republik – traditionell alles Gründe, sich zu schämen. So beschreibt der interviewte Herr P., geboren 1918, Deutschland als »Paria«, ausgeschlossen aus der Familie der Völker. Adolf Hitler schildert er als Erlöser von der Schande. Durch ihn konn-

te man »plötzlich wieder stolz sein, deutscher Junge zu sein.« Er schildert einen Auftritt Adolf Hitlers, den er als HJ-Führer miterlebte: »Wir standen Spalier, und da ging er an uns vorbei, und er guckt jedem in die Augen. Das war also beeindruckend.« Diese Wirkung von Hitlers »Blick« (von der viele alte Menschen berichten) wird vor dem Hintergrund der Entwicklungspsychologie von Scham vielleicht verständlich: das hungrig nach Spiegelung sich sehende Auge hat – endlich! – ein antwortendes Auge gefunden.

Die These: Die Kriegs-Niederlage, Versailler »Schandvertrag« (wie es hieß), Schulden, Armut und Arbeitslosigkeit der Weimarer Republik wurden von großen Teilen der Bevölkerung als Beschämung erlebt. Und diese Sichtweise wurde von der NS-Propaganda auch massiv gefördert. Diese Scham vermochte der Nationalsozialismus für seine Zwecke zu instrumentalisieren, indem er seinen Anhängern Erlösung von der Schande versprach, Scham-Abwehr: Durch Idealisierung Hitlers (»größter Führer aller Zeiten«) und der Deutschen (»Herrenrasse«). Durch Versprechen, die »Schmach« von Versailles zu tilgen und die Ehre Deutschlands wieder herzustellen. Durch großenfantastische Ansprüche auf Weltherrschaft. Durch ein hartes, zynisches Weltbild und damit Abwehr »schwächerer« (wie es hieß) humanistischer Werte. Durch Beschämung und Verachtung gegenüber jüdischen, angeblich »schwachen« und »minderwertigen« Mitmenschen: sie wurden entwürdigt, weggeschafft, zu bloßen Ziffern entwertet und vernichtet.

Soweit der Nationalsozialismus. Wo aber ist diese »deutsche Scham« nach 1945 geblieben? Hat sie sich etwa Luft aufgelöst? Wohl kaum: Angesichts einer weiteren Kriegsniederlage (verlieren gilt traditionell als schändlich). Angesichts millionenfacher traumatischer Erfahrungen an der Front, in Kriegsgefangenschaft, Luftschutzbunkern, durch Vergewaltigungen, Flucht und Vertreibung (traumatische Erfahrungen hinterlassen charakteristischerweise Scham). Und angesichts der millionenfachen Verbrechen des Holocaust und der Wehrmacht (Verletzungen der Gewissensnormen bewirken Scham).

Scham, die in unsere Gesellschaft »eingesickert« ist und deren Abwehr unsere zwischenmenschlichen Beziehungen bis heute latent vergiftet – so meine These. Zwar hat die Bundesrepublik Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten zweifellos viel an Humanität und Freundlichkeit gewonnen. Das Grundgesetz betont gleich in Artikel 1 die Unantastbarkeit der menschlichen Würde. Tatsächlich aber wird die Würde von Menschen tagtäglich verletzt: etwa wenn alte Menschen als Belastung, Arbeitslose als arbeitsscheu, Ostdeutsche als Jammer-Ossis oder Lehrer über 50 als »faule Hunde« (der CDU-Politiker Günther Oettinger, zit. nach Kraus, 2006) bezeichnet werden.

Auch viele Kinder erleben Erniedrigungen – im Elternhaus, durch Mitschüler oder auch Lehrer. Ein Medium der Weitergabe von Scham ist auch der Geschichtsunterricht. Nach einer Untersuchung von Konrad Brendler (1997) schämen sich etwa zwei Drittel aller Jugendlichen für die Nazi-Verbrechen, die zwei oder

mehr Generationen vor ihnen begangen wurden. Kein Zufall: beispielsweise lehrt der Geschichtsdidaktiker Gerhard Henke-Bockschatz folgendes Lernziel: »Die Schüler sollen ... begreifen, welche Ungeheuerlichkeiten Menschen in dieser Zeit anderen Menschen angetan haben und darüber Betroffenheit, Entsetzen und Scham empfinden.« (zit. in Reeken, 2007, S. 205) Ich halte dieses Lernziel für kontraproduktiv: weil es (ungewollt) dem Rechtsextremismus in die Hände spielt, der die Schamgefühle seiner Anhänger zu instrumentalisieren weiß.

Das Thema Nationalsozialismus ist unvermeidlich mit Schamgefühlen verbunden, die – solange sie unbewusst sind – von einer Generation an die folgende(n) weitergereicht werden. Diese Gefühle gilt es jedoch, bewusst zu machen; sie sind nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt des Lernens aus der Geschichte: für eine gelingende Prophylaxe gegen den Rechtsextremismus und für eine humanere Gestaltung unserer zwischenmenschlichen Beziehungen. Dies gilt für den Schulunterricht wie auch für die bundesrepublikanische Gesellschaft.

Anmerkungen

- 1 Der Begriff »Generation« ist problematisch und unscharf. Er wird hier dennoch verwendet, um die transgenerationale Qualität der NS-Erfahrungen zum Ausdruck zu bringen.
- 2 In einer weiteren Vergleichsstudie wurden mehrgenerationale Gruppengespräche durchgeführt.
- 3 Die transgenerationale Weitergabe von NS-Erfahrungen wurde zunächst anhand der traumatischen Erfahrungen von Holocaust-Überlebenden und deren Nachkommen beobachtet und erforscht, später auch an Nachkommen von NS-Tätern (Bohleber, 1997). Grünberg (2001) warnt davor, beide Gruppen (Nachkommen von Opfern bzw. Tätern/Mitläufern) zu parallelisieren.
- 4 Über die Faszination des NS berichtet auch Anonyma (2003); vgl. Marks, 2003.
- 5 In einem anderen Forschungsprojekt, bei dem Interviews mit ehemaligen Napolaschülern geführt wurden, wurde das Team durch diese unbewusste Psychodynamik gesprengt (Schneider et al., 1996).
- 6 Zum Folgenden vgl. vor allem Marks, 2007b.

Literatur

- Anonyma (2003). Hitlers Massen-Hypnose: Gedanken und Gefühle einer Jüdin während einer Rede Hitlers auf einer Nazi-Kundgebung. *Hypnose und Kognition*, 20, 203-205.
- B., S. (2006). *Abschiedsbrief*. Online-Dokument. Verfügbar verfügbar: <http://www.n-tv.de/734961.html> [31.01.2007].
- Bohleber, W. (1997). Trauma, Identifizierung und historischer Kontext. Über die Notwendigkeit, die NS-Vergangenheit in den psychoanalytischen Deutungsprozess einzubeziehen. *Psyche*, 51, 958-995.
- Brauns, D. (2004). Gift fürs Ohr. Der Gehörexperte Gerald Fleischer über Folgen der Feuerwerks-Knallerei. *Berliner Zeitung*, 30.12.2004. Online verfügbar: <http://www.berlinonline.de/berlinerzeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2004/1230/vermishtes/0002/index.html> [23.06.2008].
- Brendler, K. (1997). Die NS-Geschichte als Sozialisationsfaktor und Identitätsballast der Enkelgeneration. In D. Bar-On, K. Brendler & P. Hare (Hrsg.), »Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln... Identitätsformationen deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust« (S. 53-104). Frankfurt: Campus.
- Bruder, K.-J. (1996). Die Scham des Missbrauchers – (und die) Probleme der Therapie. In M. Berger & J. Wiese (Hrsg.), *Geschlecht und Gewalt* (S. 104-119). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Devereux, G. (1984). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt: Suhrkamp. (Engl. Original erschienen 1967.)
- Fleischer, G. (1990). *Lärm – der tägliche Terror*. Stuttgart: Trias.
- Fleißner, A. (2001). Hören statt lesen. Zur Auswertung offener Interviews im Wege einführenden Nachvollziehens. *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 2, 349-358.
- Grünberg, K. (2001). Vom Banalisieren des Traumas in Deutschland. Ein Bericht über die Tradierung des Traumas der nationalsozialistischen Judenvernichtung und über Strategien der Verleugnung und Rationalisierung der Shoah im Land der Täter. In K. Grünberg & J. Straub (Hrsg.), *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern* (S. 181-221). Tübingen: Edition diskord.
- Haarer, J. (1934). *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. Berlin: Lehmanns.
- Hultberg, P. (1987). Scham – eine überschattete Emotion. *Analytische Psychologie*, 18, 84-104.
- Kraus, J. (2006). *Der Lehrer – Tausendsassa oder Fußabtreter der Nation?* SWR 2 Aula, Sendung vom 27.8.2006. Online verfügbar: <http://www.lehrerverband.de/image.htm> [15.01.2007].
- Marks, S. (2003). War der Nationalsozialismus eine »hypnotische« Bewegung? Wenn ja, wirkt dies heute noch nach? *Hypnose und Kognition*, 20, 187-202.
- Marks, S. (2007a). *Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus*. Düsseldorf: Patmos.
- Marks, S. (2007b). *Scham – die tabuisierte Emotion*. Düsseldorf: Patmos.
- Marks, S. & Mönnich-Marks, H. (2002). Scham und Schamabwehr. Zur psychosozialen Dynamik des Nationalsozialismus und der Perpetuierung traumatischer Erfahrungen. *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 26 (101/1), 57-72.
- Reeken, D. von (2007). Holocaust und Nationalsozialismus als Thema in der Grundschule? Historisch-politisches Lernen im Sachunterricht. In D. Richter (Hrsg.), *Politische Bildung von Anfang an. Demokratie-Lernen in der Grundschule* (S. 199-214). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Rushdie, S. (1990). *Scham und Schande*. München: Piper. (Engl. Original erschienen 1983.)
- Schneider, C., Stillke, C. & Leineweber, B. (1997). *Das Erbe der Napolas*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Wurmser, L. (1997). *Die Maske der Scham. Zur Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten*. Berlin: Springer.
- Wutka, B. & Riedesser, P. (1999). Ernst Jünger: Heroisierung und Traumasucht.. In W. Mauser & C. Pietzcker (Hrsg.), *Trauma* (S. 151-163). Würzburg: Königshausen & Neumann.

Der Dialog der zweiten und dritten Generation nach dem Holocaust: ein Gespräch

Eva Schumann

»Walking the streets of Berlin, looking at the faces of young Germans, trying to figure out: do I stand out as a Non-Aryan here, do they identify that I am one who was supposed to be sent away? My mind re-winds back to the thirties and early forties and I suddenly feel the sense of anxiety that I am still free and that my freedom is possibly very brief because I could be apprehended any minute. Will they have mercy on me? Will this face... this face... this face have compassion for me?«* (Eli Somer)

Im Februar 2007 fand an der Alice Salomon Hochschule Berlin (ASFH) eine Podiumsdiskussion statt zwischen Eli Somer, Jahrgang 1951, aufgewachsen in Israel, heute tätig an der Universität Haifa als Professor für Klinische Psychologie, und Wolfram Hülsemann, Jahrgang 1943, aufgewachsen in der ehemaligen DDR, heute Leiter des Brandenburgischen Instituts für Gemeinwesenberatung (demos). Die Podiumsdiskussion moderierte Brigitte Geißler-Piltz. Im Publikum saßen StudentInnen, DozentInnen und weitere MitarbeiterInnen der ASFH.

Anmerkung

* Dieses und alle nachfolgenden Zitate stammen aus der unveröffentlichten Transkription der Podiumsdiskussion im Februar 2007, die in der Alice Salomon-Fachhochschule zwischen Prof. Eli Somer und Herrn Wolfram Hülsemann stattfand. Organisation: Prof. Dr. Silke Gahleitner, Moderation: Prof. Dr. Brigitte Geißler-Piltz, Transkription: Eva Schumann.

Im Zentrum der Podiumsdiskussion stand die von beiden Gesprächspartnern gewünschte Auseinandersetzung mit ihrer Biografie, insbesondere die Beschäftigung mit der Rolle bzw. dem Schicksal der eigenen Eltern zur Zeit des Holocaust und den daraus resultierenden Auswirkungen. Deutlich wurde von Beginn an, welche Brisanz und Aktualität das Thema für die Anwesenden hatte, »eine Begegnung, die wir sozusagen nicht arrangieren können«, wie Brigitte Geißler-Piltz in der Begrüßung formulierte.

»Danke, dass ich das heute miterleben darf mit der inneren Spannung, die das mit sich bringt«, greift Wolfram Hülsemann diesen Faden auf, »es gibt manchmal das Gespräch, das Reden in Deutschland: Man sollte mit diesen alten Sachen früherer Generationen doch irgendwann einmal aufhören. Wenn wir mit Ihnen zusammen sitzen dürfen, kommt einem der Gedanke gar nicht. Dann spürt man: das Thema liegt oben auf.«

Gleich zu Beginn der Podiumsdiskussion geht Eli Somer ein auf die Frage nach dem Einfluss der Eltern auf die eigene Lebensgeschichte:

»What is obvious is that in this room our parents are present although they are not present.«

Die Ursache für seine eigentlich sehr späte persönliche Konfrontation mit dem Thema sieht er in seinem Elternhaus:

»Why I was avoident of this again goes back to child parent relationship, it always goes back to these issues. The biggest victim among my parents is my mother. She has been attacked in various ways. I am the first son of her. She admires me endlessly and she relies on me and she leans on me. I represent her hope. I am the new generation, the new Israeli, the powerful new Jew who is not a victim any more. So I felt that on the one hand I could not burden her with asking her questions I need to protect her because she is weak ... So these are very personal reasons. They have to do of course with the history because my mother is a product of the history and I'm also a product of the history...«

Seine erste gezielte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus schildert Eli Somer folgendermaßen: 2005 wurde er gebeten, in Haifa an seiner Universität einen Kurs zum Thema »Trauma und Holocaust« zu halten. Diese Aufgabe war für ihn der Anlass, sich selbst nach vielen Jahren des Schweigens in der Familie bewusst der persönlichen Aufarbeitung zu stellen:

»I have not touched the issue of the holocaust although it is part of the Israeli identity. I haven't touched it personally only until last year when I first talked to my parents specifically with my mother. I interviewed her ... and this was only because I was asked by my dean to develop a course on the traumata of the Holocaust. By the way it is also a sign of how difficult it is for Israeli academics to cope with it because in 2005 was the first course on the traumata of the holocaust in my university and I was asked to build this course.«

Selbst Traumatologe geworden zu sein, viele Jahre Erfahrungen gesammelt zu haben, ausgestattet mit der Fähigkeit, eine Art professioneller Distanz aufbauen zu können, erlebt er keinesfalls als Zufall. Seine Profession war ihm auch nach den vielen Jahren des Schweigens hilfreich, um den Erzählungen der Eltern folgen zu können. Nur so war es ihm möglich, seine Mutter zu interviewen, die nach einigem Zögern und Scham dankend aufgenommen hat, das Erlebte mit ihm zu teilen.

Angesprochen auf seine Erinnerungen an Kindheit und Jugend, schildert Wolfram Hülsemann die immer neuen Versuche, mit seinem Vater, von Beruf Pfarrer, Jahrgang 1910, über die Vergangenheit ins Gespräch zu kommen. Der Vater, mit 22 Jahren der SA beigetreten, wich bis zuletzt der Konfrontation mit seinem Sohn aus:

»Ich hab gebohrt und gebohrt, und er hat mir immer bis zuletzt die kalte Schulter gezeigt.«

Wolfram Hülsemann, der später selbst Theologie studierte, beschreibt »den verordneten Antifaschismus« der DDR und die damit verbundene Kollision mit dem Gedankengut des Elternhauses:

»Ich habe gespürt, dass viel unausgesprochen blieb, zudeckt wurde, Fragen verwehrt wurden, und deshalb interessiert mich das bis heute: Grundmuster, Denkmuster, die unter dem Putz erhalten geblieben sind.«

Wolfram Hülsemann lässt keinen Zweifel am Einfluss, den die nationalsozialistische Vergangenheit und die Verweigerung des kritischen Umgangs damit bei ihm hinterlassen haben.

»Ich habe meinen Vater zunächst als sehr Starken erlebt: groß, durchsetzungsfähig. Ich hab ihn erlebt zum Aufschauen. Später hab ich erlebt, dass er in Konfliktsituationen hoch aggressiv bis brutal sein konnte. Ich bin hier unter Fachgenossen und Fachgenossinnen, er hat geschlagen, konnte brutal sein und konnte dann wieder auch sehr depressiv, ja weinerlich erscheinen. Er versuchte, in eine Rolle hineinzuschlüpfen, immer wieder, so habe ich das später erlebt.«

Als einzige Möglichkeit, sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihren Verbrechen auseinanderzusetzen, beschreibt er für sich die Aufarbeitung des Nationalsozialismus über andere Begegnungen. Die Suche nach Auseinandersetzung im eigenen Elternhaus blieb unbeantwortet:

»Mein Glück war, dass ich Menschen gefunden habe, die mir geholfen haben, mich damit auseinander zu setzen. Also nicht das Zudeckeln, nicht das Verschweigen. Das Lernen, eine Sprache zu finden, Gedanken zu sortieren: das war für mich so die wichtigste Erfahrung.«

Wolfram Hülsemann greift in seiner Erzählung sehr persönliche, jedoch auch strukturelle Perspektiven auf.

»Die DDR war gut sortiert in der Fiktion. Die Bösen (die Nazis) waren geflüchtet oder waren bestraft, waren in den Westen gegangen oder saßen im Gefängnis. Das war im Bewusstsein der Menschen, der Jüngeren zumindestens, der Kinder, aber auch vieler, die an der Nazizeit selbst beteiligt waren. Und verschrieben sich den großen, hehren Zielen der neuen Ideologie. »Als Kind konnte ich das nicht sondieren ..., aber im Nachhinein, wenig später, ist mir deutlich geworden, was alles aus dieser ‚alten‘ Zeit herüberkam.«

Die Schulsituation nach dem Krieg beschreibt er mit folgenden Worten:

»Man hatte Neulehrer, so nannte man das. Ein Großteil dieser neuen Lehrer, die waren ja NS-sozialisiert, die waren in der Hitlerjugend, die waren im Arbeitsdienst, die waren bei der Wehrmacht gewesen. Die kriegten ihr pädagogisches Grundkonzept in ganz kurzer Zeit übergeben. Und sie kamen oft mit den in der NS-Zeit erworbenen Mustern, mit au-

toritären Mustern. Sie brüllten, um sich mit Gewalt Respekt zu verschaffen; die hatten Rituale, die sie aus dieser Zeit kannten: Fahnenappelle, wo die ganze Schule um eine Fahne herum stand und ein Kampflied sang. Bestimmte vertraute Rituale nur mit anderen Farben und anderen Worten.«

Wenig Veränderung also. Wolfram Hülsemann interessiert, inwieweit es für Emigranten möglich ist, sich ihrem alten geistigen Besitz, ihrer Kultur, ihren Wurzeln wieder annähern zu können. Auch hier wurde die Brisanz des Themas aus seinen Worten deutlich:

»Mich berührt sehr, dass Ihre Vorfahren aus Deutschland kommen. Aus Deutschland stammen. Und wenn ich »aus Deutschland stammen« sage, dann merke ich schon, wie schwierig uns so ein Wort fällt.«

Eli Somer antwortet darauf mit der Schilderung seiner Gefühle, als Kind von Holocaust-Opfern in Israel aufzuwachsen. Den Zwiespalt zwischen dem Gefühl der Vertrautheit der deutschen Sprache und Kultur im Elternhaus einerseits und andererseits den darunter liegenden Sphären, dem Unausgesprochenen, dem Wunsch, nicht als Emigrantenkind auffallen zu wollen etc.:

»The parents that were refugees from Europe, survivors of the Nazi persecution, my parents were part of the German culture in Europe, they spoke German among themselves, they still do, they are alive and I was raised in Ger-

man. German was »meine Muttersprache« but as a son of immigrants in the new country Israel I was embarrassed to speak German and wanted not to get identified as an immigrant or the son of immigrants and I brought Hebrew home and stopped speaking German about the age of five or six. But I have a basic passive understanding of the language because my grandparents also survived I keep only communicate with them in German.«

Eli Somer thematisiert auch die Ambivalenz gegenüber der empfundenen emotionalen Bedeutung der deutschen Sprache und der deutschen Kultur. Einerseits war es die Kultur der Eltern und Großeltern und bedeutete Geborgenheit und Zuhause sein, andererseits war es die Kultur, die sich Hitler zu eigen machte, die für die Vernichtung seines Volkes verantwortlich war:

»This is the language in which people were ordered off the train, that is the language people were rushed into the gas chambers, this is the language in which people were eliminated. It's the same language of Heine and Schiller.«

Es gibt durchaus Wege, so Eli Somer, sich der deutschen Kultur positiv anzunähern und diese in die eigene Identität zu integrieren. Dies braucht jedoch Zeit und Auseinandersetzung – und Podiumsdiskussionen wie diese, um ihren Teil dazu beitragen zu können.

Veränderung ist möglich, so konstatiert Eli Somer gegen

Ende. Die direkte Verbindung zwischen der eigenen Sozialisation und dem, was aus einem geworden ist, eröffnet ja auch Chancen:

»Is it in coincidence that you have become a pastor? ... It is in coincidence that I became a trauma specialist?«

Traumatologe geworden zu sein, ermöglicht ihm in jüngerer Zeit z.B. auch, Täterarbeit machen zu können. Dies, so Eli Somer, habe er viele Jahre lang aus ideologischen Gründen und wegen seiner Identifizierung mit den Opfern abgelehnt. Das habe sich mit den Jahren der Erfahrung verändert:

»I am now able to meet perpetrators and be curious about them, be inquisitive about how it is to be who they are ... so it is inevitable that we all look into ourselves because apparently it is very easy to identify the perpetrator as some monster with some crazy ideology but the sad reality is that the perpetrator is in everyone of us.«

Auf diese integrierende Sequenz entspannt sich im Publikum eine Diskussion zu Tätern, Opfern, Täter- und Opferanteilen und dem jeweiligen Umgang damit. Wolfram Hülsemann konstatiert dazu abschließend:

»Es gibt eine lange Diskussion um die Frage Täter und Opfer. Es wurde immer wieder die Frage gestellt, inwieweit die Täter auf deutschem Hintergrund selber Opfer seien. Ich könnte wieder meinen Vater nennen und sagen: was hat ihn dazu gebracht, welche Umstände und Verhält-

nisse machten ihn zum Nazi? Es kommt aus meiner Sicht darauf an, auf welcher Ebene wir reflektieren. Von Opfern reden wir in unserem Zusammenhang, weil es zweifelsfrei Täter gegeben hat. Ich bleibe bei strikten Unterscheidungen. Damit es nicht zu einer kurzschlüssigen Entlastung der Täterschaft kommt, braucht es ganz klar die Unterscheidung zwischen Opfern und Tätern. Wenn ich dann eine Pause mache und gehe auf eine andere Ebene, kann ich danach sehen, was Menschen zu Tätern macht. Aber das muss unterschieden bleiben.«

Im Nachklang zur Podiumsdiskussion vergegenwärtigte ich mir das Zitat Alice Salomons, mit dem Brigitte Geißler-Piltz die Podiumsdiskussion eingeleitet hatte:

»Only by getting to know the different other one can know himself. Only the comparison opens the eyes, something you can't learn from books.«

In diesem Gedanken, so schien mir, begegneten sich Eli Somer und Wolfram Hülsemann in diesem Gespräch, so dass eine Offenheit in der Verschiedenheit entstehen konnte, die mich als Zuhörerin in besonderer Weise berührte. Dies lag an der Brisanz des Themas und der Ehrlichkeit, mit der sich Wolfram Hülsemann und Eli Somer trotz der zum Teil sehr emotionalen Fragen und Antworten zur Verfügung stellten. Indem ich Anteil an dem Gespräch haben konnte, war für mich ein tieferer Zugang als bisher zu dieser Thematik möglich, da ein Verstehen

nicht nur auf intellektueller Ebene, sondern auch auf emotionaler Basis stattfand. Wesentlich war, Teil dieser Begegnung gewesen zu sein.

Ich begann mich zu fragen, warum diese Podiumsdiskussion mich mehr bewegte als Bücher über den Holocaust, Erinnerungsorte oder Filme. In den folgenden Wochen suchte ich mehrfach das Gespräch mit Menschen aus verschiedenen Generationen, um die Bedeutung des direkten Kontakts mit Zeitzeugen besser zu verstehen. Ich selber hatte aufgrund meiner persönlichen Biografie nie die Gelegenheit, meine Großeltern zu diesem Thema zu befragen. Der Gedanke, dass in den folgenden Generationen immer weniger der damaligen Zeitzeugen am Leben sein werden und so der direkte Austausch zwischen den Generationen immer weniger möglich sein wird, beschäftigte mich plötzlich intensiv. Was bedeutet dies für das Verstehen unserer Geschichte? – Und hatte es bisher denn geholfen?

In Gesprächen mit Menschen aus der zweiten Generation – oder präziser: in dieser offenen, die Verschiedenheit achtenden Podiumsdiskussion – wurde für mich eine emotionale Brisanz spürbar, die ich so bisher in der dritten Generation nicht wahrgenommen hatte. Die Frage nach Verantwortung wird, so scheint es mir, in der dritten Generation ganz anders oder gar nicht mehr gestellt. Ich fragte mich plötzlich, ob es eventuell gravierende Auswirkungen haben könnte, dass die dritte Generation immer weniger Kontakt mit Zeitzeugen hat. Eine stärkere intellektuelle Auseinander-

setzung mit der Thematik und eine immer geringere emotionale Verbindung z.B. durch Familienmitglieder könnte die Folge sein. War für mich das Zusammentreffen von Eli Somer und Wolfram Hülsemann – die Begegnung zwischen den beiden so grundsätzlich verschiedenen aufgewachsenen Männern mit so grundsätzlich verschiedenen Vorerfahrungen mit der deutschen Geschichte – aus diesem Grund von herausragender Bedeutung.

Eine Erfahrung jedenfalls lässt sich präzisieren: Das für mich Herausstechendste war, dass in der Begegnung etwas passiert ist, was über die Frage der Schuld und die Frage der Traumatisierung hinausgeht. Dadurch, dass Eli Somer und Wolfram Hülsemann sich dieser Begegnung gestellt haben, ist etwas Neues passiert, ein Handlungsraum hat sich aufgetan, der über das Benennen der Tatsachen hinausgeht und die Freiheit mit sich bringt, die Situation herausgehoben aus den üblichen Kategorien betrachten zu können. Es sollte uns ein Anliegen sein, diese Art von Auseinandersetzung, wie sie sich in diesem Gespräch entwickelte, häufiger ins Leben zu rufen, um diese Form der emotionalen Konfrontation für die dritte Generation nicht ungenutzt vorbeiziehen zu lassen. Vielleicht könnten so ein Zugang und das Verstehen unserer Geschichte über Bücher und Filme hinaus auch heute noch entwickelt werden, um eventuell andere einerseits (selbst-)kritische und andererseits (selbst-)offenere Erinnerungskulturen möglich zu machen.

Traurige Nachricht

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

wenn auch etwas spät, möchte ich nicht versäumen, Ihnen auf diesem Weg die sehr traurige Mitteilung zu machen, dass unser Kollege Prof. Dr. Dan Bar-On (Ben-Gurion University of Beer Sheva, Israel) am 4. September 2008 nach zweijähriger schwerer Krebserkrankung gestorben ist. Einige von Ihnen haben seinen Vortrag über seine beeindruckende Arbeit im Bereich der Friedensförderung, insbesondere über seine Erfahrungen im Dialog zwischen jüdischen Israelis und Palästinensern, noch auf unserer Tagung im Dezember 2007 in Göttingen miterlebt. Ein Interview, das sich auf diesen Vortrag bezieht, wird im Laufe nächsten Jahres in einem von Artur Bogner und mir herausgegebenen Band mit Tagungsbeiträgen erscheinen. Um an sein Leben und sein Werk zu erinnern, möchte ich Sie auch auf folgende Internetseite hinweisen: http://www.justvision.org/en/profile/dan_bar_on.

Sie finden hier ein von Justvision geführtes Interviews mit ihm, das im März diesen Jahres geführt wurde. Des Weiteren verweise ich auf den Nachruf des Berghof Forschungszentrums: http://www.berghof-center.org/uploads/download/bar_on_nachruf.pdf.

Doch lassen Sie mich an dieser Stelle daran erinnern, dass Dan Bar-On zu den ersten Sozialwissenschaftlern gehörte, die Mitte der 1980er-Jahre in Deutschland biographische Interviews mit Kindern von Nazi-Tätern durchgeführt und die Forschung in diesem Bereich ganz maßgeblich angeregt und bereichert haben. Beginnend mit dieser Studie, auf die eine zu Drei-Generationen-Familien von jüdischen Israelis folgte, begann Bar-On in überzeugender Weise seine Forschung mit praktischer Arbeit und der Gründung von Dialoggruppen zu verbinden. Biographisches Erinnern und biographisches Erzählen sind in seinem Ansatz ein zentrales Mittel für die Konfliktbearbeitung und Verständigung.

Ich bin mir sicher, dass seine Arbeit und sein politisches und soziales Engagement in wesentlichem Maß die Arbeiten von vielen von uns weiter bestimmen werden. Wir werden es schmerzhaft vermissen, dass wir uns darüber nicht mehr mit ihm austauschen können.

Göttingen, im September 2008
Gabriele Rosenthal

Zur Autorin

Prof. Dr. Gabriele Rosenthal ist Direktorin des Methodenzentrums Sozialwissenschaften an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität Göttingen. In Kooperation mit Dan Bar-On führte sie das Forschungsprojekt »Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familienbiographien in Deutschland und in Israel« (1992-1996) durch. Daraus entstand die Veröffentlichung: Rosenthal, G. (Hrsg.) (1997). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Pysosozial-Verlag. English version: Rosenthal, G. (Ed.) (1998). *The Holocaust in Three Generations. Families of Victims and Perpetrators of the Nazi Regime*. London: Cassell. Weitere Publikationen von Prof. Dr. Rosenthal zum Thema siehe unter: <http://www.uni-goettingen.de/de/28238.html>.

Ausgewählte Literatur von Dan Bar-On

- Bar-On, D. & Chaitin, J. (2008). *Parenthood and the Holocaust*. Göttingen: Wallstein. [Hebrew Original: Jerusalem: Yad Vashem 2001.]
- Bar-On, D., Wurmser, L., Hilgers, M. & Spychiger, M. (2007). *Scham – Beschämung – Anerkennung. Erinnern und Lernen*. Berlin: Lit.
- Walesch-Schneller, C., Bar-On, D., Scheer-Nahor, F. & Wolff, E. (2007). *Closer than it appears / Näher als es scheint. Tänze für das Blaue Haus*. Freiburg: Modo.
- Bar-On, D. (2006). *Die »Anderen« in uns. Dialog als Modell der interkulturellen Konfliktbewältigung* (aktual. Neuaufl.). Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Bar-On, D. (2006). *Tell your life story. Creating dialogue among Jews and Germans, Israelis and Palestinians*. Budapest: Central European University Press.
- Adwan, S. & Bar-On, D. (2006). PRIME's Sharing the history project: Palestinian and Israeli teachers and pupils learning each other's narrative. In S. McCoy-Levy (Ed.), *Troublemakers or peacemakers? Youth and post-accord peace building* (pp. 217-234). Notre Dame, IN: Notre Dame University Press.
- Litvak-Hirsch, T. & Bar-On (2006). To rebuild lives: a longitudinal study of the influences of the Holocaust on relationships among three generations of women in one family. *Family Process*, 45 (4), 465-83.
- Bar-On, D. (2004). *Erzähl dein Leben! Meine Wege zur Dialogarbeit und politischen Verständigung*, Hamburg: Edition Körber-Stiftung.
- Bar-On, D. & Kassem, F. (2004). Storytelling as a way to work-through intractable conflicts: The TRT German-Jewish experience and its relevance to the Palestinian-Israeli context. *Journal of Social Issues*, 60 (2), 289-306.
- Glasner, G. & Bar-On, D. (2004). Eliezer Greenbaum: The construction of a story of a Kapo in the frame of memorizing the Holocaust in Israel. *Alpayim*, 27, 111-146. [Hebrew]
- Litvak-Hirsch, T., Bar-On, D. & Chaitin, J. (2003). Whose house is this? Dilemmas of identity construction in the Israeli-Palestinian context. *Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology*, 9 (2), 127-148.
- Sawada, A., Chaitin, J. & Bar-On, D. (2004). Surviving Hiroshima and Nagasaki. Experiences and psycho-social meanings. *Psychiatry*, 67 (1), 43-60.
- Bar-On, D. (2003). Genocidal mentalities have to be developed. *The Aegis Review on Genocide*, 1 (1), 15-19.
- Bar-On, D. (2003). *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern*. Hamburg: Edition Körber-Stiftung. [Engl. Original: *Legacy of silence: encounters with children of the Third Reich*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1989.]
- Bar-On, D. (2002). The Bystander, in relation to the victim and the perpetrator: Today and during the Holocaust. *The Journal of Social Justice*, 14 (2), 125-148.
- Albeck, J. H., Adwan, S. & Bar-On, D. (2002). Dialogue groups: TRT's guidelines for working through intractable conflicts by personal storytelling in encounter groups. *Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology*, 8 (4), 301-322.
- Chaitin, J., Obeidi, F., Adwan, S. & Bar-On, D. (2002). Environmental work and peace work: The Palestinian – Israeli case. *Peace and Conflict Studies*, 9 (2), 64-94.
- Maoz, I., Bar-On, D., Steinberg, S. & Farkhadeen, M. (2002). The Dialogue between the »Self« and the »Other«: A Process Analysis of Palestinian-Jewish Encounters in Israel. *Human Relations*, 55 (8), 931-962.
- Bar-On, D. (2001). The Silence of Psychologists. *Journal of Political Psychology*, 22 (2), 331-345.
- Bar-On, D. (2001). Eine soziohistorische Diskussion dreier Fragen: Wer gilt als Holocaustüberlebender? Wer hat mehr gelitten? Warum haben sich die Juden nach dem Krieg nicht an den Deutschen gerächt? *Freie Assoziationen*, 4 (2), 155-187.
- Adwan, S. & Bar-On, D. (Eds.). (2001). *Victimhood and Beyond*. Jerusalem: PRIME.
- Bar-On, D. (Hrsg.) (2000). *Den Abgrund überbrücken. Mit persönlicher Geschichte politischen Feindschaften begegnen*. Hamburg: Edition Körber-Stiftung. [Engl. Edition: Kutz, S., Wegner, D. & Bar-On, D. (2000). *Bridging the gap: storytelling as a way to work through political and collective hostilities*. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.]
- Lazar, A., Amir, M. & Bar-On, D. (2000). Quantitative assessment of response shift in QOL research. *Social Indicators Research*, 49, 37-49.
- Bar-On, D. (1999). *The indescribable and the undiscussable. Reconstructing human discourse after trauma*. Budapest: Central European University Press.
- Bar-On, D. (1998). The Israeli society between the culture of death and the culture of life. *Israel Studies*, 2 (2), 88-112.
- Bar-On, D. (1997). *Furcht und Hoffnung. Von den Überlebenden zu den Enkeln – drei Generationen des Holocaust*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt. [Engl. Original: *Fear and hope. Life-stories of five Israeli families of Holocaust survivors. Three generations of the Holocaust*. Cambridge, MA: Harvard University Press 1995.]
- Bar-On, D., Brendler, K. & Hare, A. P. (1997). Da ist etwas kaputtgegangen an den Wurzeln... *Identitätsformation deutscher und israelischer Jugendlicher im Schatten des Holocaust*. Frankfurt: Campus.
- Bar-On, D., Yitzhaki-Verner, T. & Amir, S. (1996). »The recruited identity«: The influence of the Intifada on the perception of the peace process from the standpoint of the individual. *Journal of Narrative and Life History*, 6 (3), 193-223.
- Bar-On, D. Begegnungen zwischen Nachkommen von Holocaust-Überlebenden und Nachkommen von Holocaust-Tätern. Ein Weg, um mit der Vergangenheit für die Zukunft zu kämpfen. In I. Attia (Hrsg.), *Multikulturelle Gesellschaft und monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit* (S. 52-77). Tübingen: DGVt.
- Bar-On, D., Hare, P., Brusten, M. & Beiner, F. (1993). »Working through« the Holocaust? Comparing questionnaire results of German and Israeli students. *Holocaust and Genocide Studies*, 7 (2), 230-246.
- Bar-On, D. (1992). Israeli and German students encounter the Holocaust through a group process: »Partial relevance« and »working through«. *International Journal of Group Tensions*, 22 (2), 81-118.
- Bar-On, D. & Selah O. (1991). The »vicious cycle« between current social and political attitudes and attitudes towards the Holocaust among Israeli youngsters. *Psychologia*, 2 (2), 126-138. [Hebrew]
- Bar-On, D. (1990). Die Kinder der Holocaust-Täter und ihre Suche nach Integrität. *Integrative Therapie*, 16 (3), 222-245.
- Bar-On, D. (1988). Moral und unterschwelliges Streben nach Macht. Interviews mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn. *BIOs. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1 (2), 59-71.

Pionier des Dialogs*

Als Baby habe ihn seine Mutter mit zwei Löffeln zugleich füttern müssen, damit er zwischen den einzelnen Löffeln nicht schrie, sagte Dan Bar-On. Der israelische Psychologe beschrieb so seine lebenslange Rastlosigkeit, die man ihm allerdings nur anmerken konnte, wenn man ihn gut kannte. Er erklärte diese Unruhe als »Reaktion auf das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Wirbelstürmen ..., die ich nicht verursachte, mit denen ich mich aber stets auseinandersetzen ... musste«. Damit meinte Bar-On die Lebensumstände, in die er hineingeboren worden war: Seine Eltern lebten in Hamburg, bis sie 1933 vor den Nazis nach Palästina flohen. Fünf Jahre später kam Dan in Haifa zur Welt.

Erst das Studium der Landwirtschaft, dann der Psychologie, 25 Jahre Arbeit und Leben mit seiner Familie im Kibbuz Revivim nahe Beer Schewa, dazu die Nahostkriege – Bar-On durchlebte turbulente Phasen. Während viele andere sich vor den persönlichen und politischen Wirbelstürmen versteckten, ließ er sich auf die Auseinandersetzung ein. Es gelang ihm, seine Zerrissenheit zu überwinden und seine deutschen und israelischen Wurzeln miteinander in Einklang zu bringen. Er war ein politischer Mensch und engagierte sich schon sehr früh für einen palästinensischen Staat an der Seite Israels.

In den 70er-Jahren interviewte er die Kinder von Schoa-Überlebenden. Damals begann er eine Pionierarbeit, die er mutig verfolgte, obwohl er in Israel dafür wenig Rückendeckung bekam – mit diesen unerträglich schmerzhaften Erfahrungen wollte man sich nicht belasten. Als Bar-On 1985 nach Deutschland reiste, wo er sich mit seinen eigenen Ängsten und Ressentiments konfrontiert sah, stellte er ähnliche Verdrängungsprozesse fest: Über die Vergangenheit sprach man im Land der Täter 40 Jahre nach dem Krieg noch immer nicht. Die Gespräche mit den Kindern von Nazi-Verbrechern, die er dann ausfindig machte, veröffentlichte er 1993 unter dem Titel »Die Last des Schweigens«. Das waren Dokumente peiniger Auseinandersetzungen mit der Schuld der Eltern. Für den israelischen Psychologen, der perfekt Deutsch sprach, war es die Last des Zuhörens.

1992 wagte er den Schritt, die interviewten Nachkommen der Opfer und Täter in einer Gruppe zusammenzubringen. Trotz aller Traumata gelang es den Teilnehmern (unter ihnen der Sohn des NS-Reichsministers Martin Bormann), sich durch das Erzählen der ei-

genen Lebensgeschichte näherzukommen und die Schutzwälle einzureißen, die jeder um sich gebaut hatte. Bei diesen Begegnungen ging es nicht um die Aufrechnung von Fakten, sondern um biografisches Erzählen. Dieser von Bar-On entwickelte Ansatz ermöglicht es, selbst mit einem Feind noch Berührungspunkte zu entdecken, weil persönliche Lebenserfahrungen, unabhängig von historischen, politischen, religiösen oder ethnischen Grenzen, oft ähnlich sind. Dass Leid nicht gegeneinander aufgewogen werden kann und Kategorien wie Opfer oder Täter nicht statisch sind, weil sie sich je nach Kontext verschieben und mitunter in derselben Person vereinigen können, waren einige der Themen, die er bearbeitete.

Einem Dialog, so Bar-On, muss ein Monolog vorausgehen, ein Selbstgespräch mit den verschiedenen Fragmenten der eigenen Identität. Ihm ging es therapeutisch weniger darum, diese Mosaikstücke im Menschen zu integrieren als sie in ihrer Vielschichtigkeit und Ambivalenz zu akzeptieren. Zu den vielen Büchern, die dieser unbeirrbar Friedensarbeiter schrieb, gehört »Die Anderen in uns« – weil Anteile eines jeden spiegelbildlich auch im »Anderen« zu finden sind. Der scheinbar Fremde wird dadurch vertrauter und Verständigung einfacher. Über die Jahre entwickelte Bar-On vor allem in Bezug auf Deutsche und Israelis ein fast untrügliches Gespür für die versteckten und verdrängten Spuren des Holocaust, die die Menschen, ihr Fühlen und Handeln bis heute unbewusst prägen.

Er weitete sein Konzept bald auf andere internationale Konflikte aus, wobei die deutsch-jüdische Verständigung und der palästinensisch-israelische Konflikt stets sein Hauptinteresse blieben. 1998 gründete er mit dem palästinensischen Soziologen Sami Adwan das Peace Research Institute PRIME. Zwischen Adwan und Bar-On entwickelte sich eine fast brüderliche Freundschaft, die viele Belastungsproben überstand – »Dialog unter Beschuss«, so Bar-On.

Mit hoher Sensibilität behielt er stets die asymmetrischen Machtverhältnisse zwischen Palästinensern und Israelis im Auge, weshalb er darauf bestand, jede Entscheidung mit seinem Kollegen gemeinsam zu treffen. Auf dieser paritätischen Ebene entwickelten die beiden mit palästinensischen und israelischen Lehrern ein Geschichtsbuch, das die verschiedenen historischen Narrative der verfeindeten Bevölkerungen nebeneinander stellt – ein weiteres innovatives Projekt, das mehrfach übersetzt wurde und auch in anderen Konflikten pädagogisch genutzt wird.

Bar-On, der bis zum vergangenen Jahr an der Ben-Gurion-Universität in Beer Schewa lehrte, wurde mit Preisen wie dem deutschen Bundesverdienstkreuz oder dem Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis geehrt. Zu den letzten Werken des Theoretikers und Praktikers gehört das dreijährige Dialog-Training, das er mit Teilnehmern aus verschiedenen Kontinenten in der Hamburger Körper-Stiftung leitete.

Anfang 2007 erfuhr er von seiner Krebserkrankung, die ihn jedoch nicht davon abhielt, seine Projekte weiterzuführen. Obwohl bereits vom Tod gezeichnet, bestand er darauf, das Seminar diesen Juni zum Abschluss zu bringen. Seine Frau Tammy begleitete ihn, um ihm diese letzte Reise zu ermöglichen. Er war ein disziplinierter, zäher Arbeiter, der sich und anderen viel abverlangte. Sein hoher Anspruch war indes gepaart mit Herzlichkeit und Empathie für die Befindlichkeiten seines Gegenübers. Zuzuhören gehörte zu seinen größten Fähigkeiten. So unnahbar er manchmal wirken konnte, so empfindsam und charmant war er.

Während dieses letzten Besuchs in der Stadt seiner Eltern erlebte er die Enthüllung von Stolpersteinen für seine in der Schoa ermordeten Familienmitglieder. Seine letzte Dialoggruppe sollte bei diesem bewegenden Moment dabei sein. Denn zwischenmenschliche Beziehungen standen für ihn an oberster Stelle, und sein Netzwerk war entsprechend beeindruckend. Mit seiner stillen Zuwendung und seinen präzisen Analysen ermutigte er weltweit unzählige Kinder und Enkel, die eigene Familiengeschichte in der Zeit des Holocaust zu erforschen. Kaum ein anderer hat so viel für die Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit und für einen konstruktiven, zukunftsgerichteten Dialog getan wie er.

Dan Bar-On starb knapp 70-jährig am 4. September zu Hause in Tel Aviv im Kreis seiner Familie. Sein intellektuelles und emotionales Erbe aber lebt weiter in seinen Nächsten und in denen, die mit ihm zusammengearbeitet haben.

11. September 2008
Alexandra Senfft

Zur Autorin

Alexandra Senfft ist freie Publizistin. In den vergangenen drei Jahren hat sie eng mit Dan Bar-On, den sie seit 1991 kannte, im Hamburger Dialogprogramm »Storytelling in Conflicts« zusammen gearbeitet. Zum Thema entstanden die Veröffentlichungen: Senfft, A. (2007). *Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte*. Berlin: Claassen. Bunzl, J. & Senfft, A. (Hrsg.) (2008). *Zwischen Antisemitismus und Islamophobie. Vorurteile und Projektionen in Europa und Nahost*. Hamburg: VSA.

Anmerkung

* Dieser Nachruf erschien erstmalig am 11.09.08 in: Jüdische Allgemeine, 37/08, S. 13. Wir danken der Autorin für die Genehmigung zum Wiederabdruck.

Literaturtipps zum Themenschwerpunkt

- Aust, S. & Spörl, G. (Hrsg.) (2004). *Die Gegenwart der Vergangenheit. Der lange Schatten des Dritten Reichs*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Baer, U. (Hrsg.) (2000). »Niemand zeugt für den Zeugen«. *Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*. Frankfurt: Suhrkamp. (edition suhrkamp. 2141.)
- Bar-On, D. (1988). Moral und unterschwelliges Streben nach Macht. Interviews mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1 (2), 59-71.
- Bauer, Y. (2002). Geschichtsschreibung und Gedächtnis am Beispiel des Holocaust. *Transit. Europäische Revue*, 22, 178-192.
- Benz, W. & Distel, B. (Hrsg.) (1996). *Überleben und Spätfolgen*. München: dtv. (Dachauer Hefte. 8.)
- Blezinger, A. (2004). *Erwachsene EnkelInnen von NS-TäterInnen. Zu den biographischen und transgenerationalen Spätfolgen einer belasteten familialen und kollektiven Vergangenheit*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Göttingen, Sozialwissenschaftliche Fakultät.
- Bode, S. (2006). *Die deutsche Krankheit – German Angst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bohleber, W. (1998). Traumata und deren Bearbeitung in der Psychoanalyse. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 11 (2), 201-212.
- Brähler, E., Decker, O. & Radebold, H. (2003). Beeinträchtigte Kindheit und Jugendzeit im Zweiten Weltkrieg. Fassbare Folgen bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945. *Psychosozial*, 26 (92), 51-60.
- DeMause, L. (2005). *Das emotionale Leben der Nationen*. Klagenfurt: Drava.
- Dierking, W. & Wirth, H.-J. (Hrsg.) (1988). Die Vergangenheit ist gegenwärtig. Zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. *Psychosozial*, 11 (36). [Schwerpunktheft]
- Edkins, J. (2003). *Trauma and the memory of politics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Frei, N. (2005). *1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen*. München: Beck.
- Friedmann, A., Glück, E. & Vysokí, D. (Hrsg.) (1999). *Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. ESRA-Symposium »Überleben der Shoah – und danach« 1997, Wien*. Wien: Picus.
- Friedmann, R.-M. (2002). Generationen der Folgezeit. Der neue Film der Zeugenaussagen. *montage/av. Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation*, 11 (1), 75-95.
- Frölich, M., Lapid, Y. & Schneider, C. (Hrsg.) (2004). *Repräsentationen des Holocaust im Gedächtnis der Generationen zur Gegenwartsbedeutung des Holocaust in Israel und Deutschland*. Frankfurt: Brandes & Apsel. (Arnoldshainer Interkulturelle Diskurse. 127. Wissen und Praxis. 4.)
- Grubrich-Simitis, I. (1984). Vom Konkretismus zur Metaphorik. Gedanken zur psychoanalytischen Arbeit mit Nachkommen der Holocaust-Generation – anlässlich einer Neuerscheinung. *Psyche*, 38 (1), 1-28.
- Grünberg, K. (1998). Zur Weitergabe des Traumas der NS-Verfolgung an die Zweite Generation. Eine Falldarstellung. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie*, 29 (100), 493-530.
- Gudehus, C. (2005). *Dem Gedächtnis zuhören. Erzählungen über NS-Verbrechen und ihre Repräsentation in deutschen Gedenkstätten*. Essen: Klartext.
- Hardtmann, G. (Hrsg.) (1992). Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen: Bleicher.
- Herkommer, C. (2005). *Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täter. Eine Kontroverse der Frauenforschung im Spiegel feministischer Theoriebildung und der allgemeinen historischen der NS-Vergangenheit*. München: Meidenbauer. (Forum Deutsche Geschichte. 9.)
- Inowlocki, L. (1988). Ein schlagendes Argument. Geschichtliche Rechtfertigung und biographische Konstruktionen von Jugendlichen in rechtsextremistischen Gruppen. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 1 (2), 49-58.
- Kaltenbeck, F. & Weibel, P. (Hrsg.) (2000). *Trauma und Erinnerung*. Wien: Passagen-Verlag. (Perspektiven einer Wissenskultur in Österreich. Passagen Kunst: steirische herbst themen. 2.)
- Koch, G. (Hrsg.) (1999). *Bruchlinien. Tendenzen der Holocaustforschung*. Köln: Böhlau. (Beiträge zur Geschichtskultur. 20.)
- Kogan, I. (1990). Vermitteltes und reales Trauma in der Psychoanalyse von Kindern von Holocaust-Überlebenden. *Psyche*, 44 (6), 533-544.
- Landkammer, J., Noetzel, T. & Zimmerli, W. C. (Hrsg.) (2006). *Erinnerungsmanagement Systemtransformation und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich*. München: Fink.
- Lenz, C., Schmidt, J. & Wrochem, O. von (2002). *Erinnerungskulturen im Dialog. Europäische Perspektiven auf die NS-Vergangenheit*. Münster: Unrast. (rat-reihe antifaschistischer texte.)
- Liebermann, P. (2005). Verdrängte Gefühle. *Altenpflege*, 30 (5), 42-45.
- Loch, U. (2006). *Sexualisierte Gewalt in Kriegs- und Nachkriegskindheiten. Lebens- und familiengeschichtliche Verläufe*. Opladen: Barbara Budrich. (Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit. 2.)
- Loewenberg, P. (2005). Klinische und historische Perspektiven intergenerationaler Vermittlung von Trauma. *Psychosozial*, 28 (4), 9-17.
- Moller, S. (1998). Erinnerter Geschichten in der Generationenfolge. *Zeitschrift für Politische Psychologie*, 6, 399-408.
- Moller, S. (2003). *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland*. Tübingen: edition diskord. (Studien zum Nationalsozialismus in der edition diskord. 8.)
- Moller, S. & Tschuggnall, K. (1999). Familienerinnerungen. Kriegererlebnisse in den Geschichten dreier Generationen. In E. Domansky & H. Welzer (Hrsg.), *Eine Offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit* (S.57-73). Tübingen: Diskord.
- Novick, P. (2003). *Nach dem Holocaust der Umgang mit dem Massenmord*. München: dtv.
- Orwid, M., Domagalska-Kurdiel, E. & Kaminska, M. (2004). Die Therapie der Folgen des Holocaust-Traumas. *Sozialpsychiatrische Informationen*, 34 (1), 22-24.
- Peisker, I. (2005). *Vergangenheit, die nicht vergeht. Eine psychoanalytische Zeitdiagnose zur Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus*. Gießen: Psychosozial.
- Purucker, M. (2004). Sequenzielle Traumatisierung eines Holocaust-überlebenden Sintinkindes. Überlebendensyndrom und Entschädigungsproblematik bis ins höhere Alter. *Psychiatrische Praxis*, 31 (4), 207-211.
- Quindeau, I. (1995). *Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust*. Frankfurt: Brandes & Apsel. (Wissen und Praxis. 54.)
- Reulecke, J. (2002). *Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg. (Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien. 58.)
- Rommelspacher, B. (2002). *Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft*. Frankfurt: Campus.
- Rosenberg, F. (2005). Das Extrem-Trauma, die transgenerationale Weitergabe und die Umkehrung der Container-Contained-Beziehung am Beispiel der Shoah. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie*, 36 (128), 527-559.
- Rupp, S. (1997). *Zur Herausbildung von Generationseinheiten und Generationenbeziehungen bei Angehörigen der Weimarer Jugend- und Hitlerjugendgeneration*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schildt, A. (2002). Aufarbeitung und Aufbruch. Die NS-Vergangenheit in der bundesdeutschen Öffentlichkeit der 1960er Jahre. Vorgänge. *Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik*, 41 (157), 122-133.
- Schneider, C. (2007). Trauma und Zeugenschaft. Probleme des erinnernden Umgangs mit Gewaltgeschichte. *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 16 (3), 59-74.
- Schnepf, W. (2005). Vergessene Menschen. *Altenpflege*, 30 (5), 36-40.
- Schoeps, J. H. (1998). *Das Gewaltsyndrom. Verformungen und Brüche im deutsch-jüdischen Verhältnis*. Berlin: Argon.
- Soerensen-Cassier, D. (2003). Transgenerationale Prozesse von NS-Traumatisierungen. Ein Fallbericht. *Psychosozial*, 26 (92), 61-66.
- Solomon, Z. (1996). Jüdische Überlebende in Israel und im Ausland. *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung*, 5 (2), 23-37.
- Stirn, A. (2000). Überleben und Auseinandersetzung mit dem Holocaust-Trauma in einer Auswahl literarischer Zeugnisse jüdischer Schriftsteller. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 52 (4), 720-760.
- Stoffels, H. (1993). Das Abgründige und das Banale. Zur Sozialpathologie der NS-Täter. *Wege zum Menschen*, 45 (1), 14-23.
- Tschuggnall, K. (1999). Erzählte und gelebte Geschichten. Narrative Dimensionen eines biographischen Interviews. *Journal für Psychologie*, 7 (1), 56-66.
- Uhl, H. (Hrsg.) (2003). *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts*. Innsbruck: Studien-Verlag. (Gedächtnis – Erinnerung – Identität. 3.)
- Weitzel-Polzer, E. (2002). Demenz, Trauma und transkulturelle Pflege. Der komplexe Pflegebedarf in der jüdischen Altenpflege in Deutschland. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 35 (3), 190-198.
- Welzer, H. (1996). Der Mythos der unbewältigten Vergangenheit. Über ein Interpretament der Zeitzugenerforschung zum Nationalsozialismus. *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, 24 (4), 587-603.
- Welzer, H. (1998). Erinnern und weitergeben. Überlegungen zur kommunikativen Tradierung von Geschichte. *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 11 (2), 155-170.
- Welzer, H. & Domansky, E. (Hrsg.) (1999). *Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit*. Tübingen: Diskord.
- Welzer, H., Montau, R. & Plaß, C. (1997). »Was wir für böse Menschen sind!« *Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen*. Tübingen: Diskord.
- Wirth, H.-J. (2001). *Hitlers Enkel oder Kinder der Demokratie? Die 68er, die RAF und die Fischer-Debatte*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Hörbuch zur Judenverfolgung

Schatten überm Christophorus. Eine Geschichte über Liebe, Terror und Flucht

Eine traurige und bewegend geschriebene Geschichte eines deutsch-jüdischen Mädchens in Thüringen (für Kinder ab 10 Jahren).

Das erste Hörbuch für Schülerinnen und Schülern zum Thema Judenverfolgung im Nationalsozialismus, auf Grundlage des gleichnamigen Buches von Margot Webb von 1998.

Information und Bestellung

Neue Arbeitsgemeinschaft für Zeitgeschichte + SozioAnalysen (NAZ e.V.), Berlin
Tel. 030/752 58 54; Email NAZ-online@web.de